1,80 DM / Band 556
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

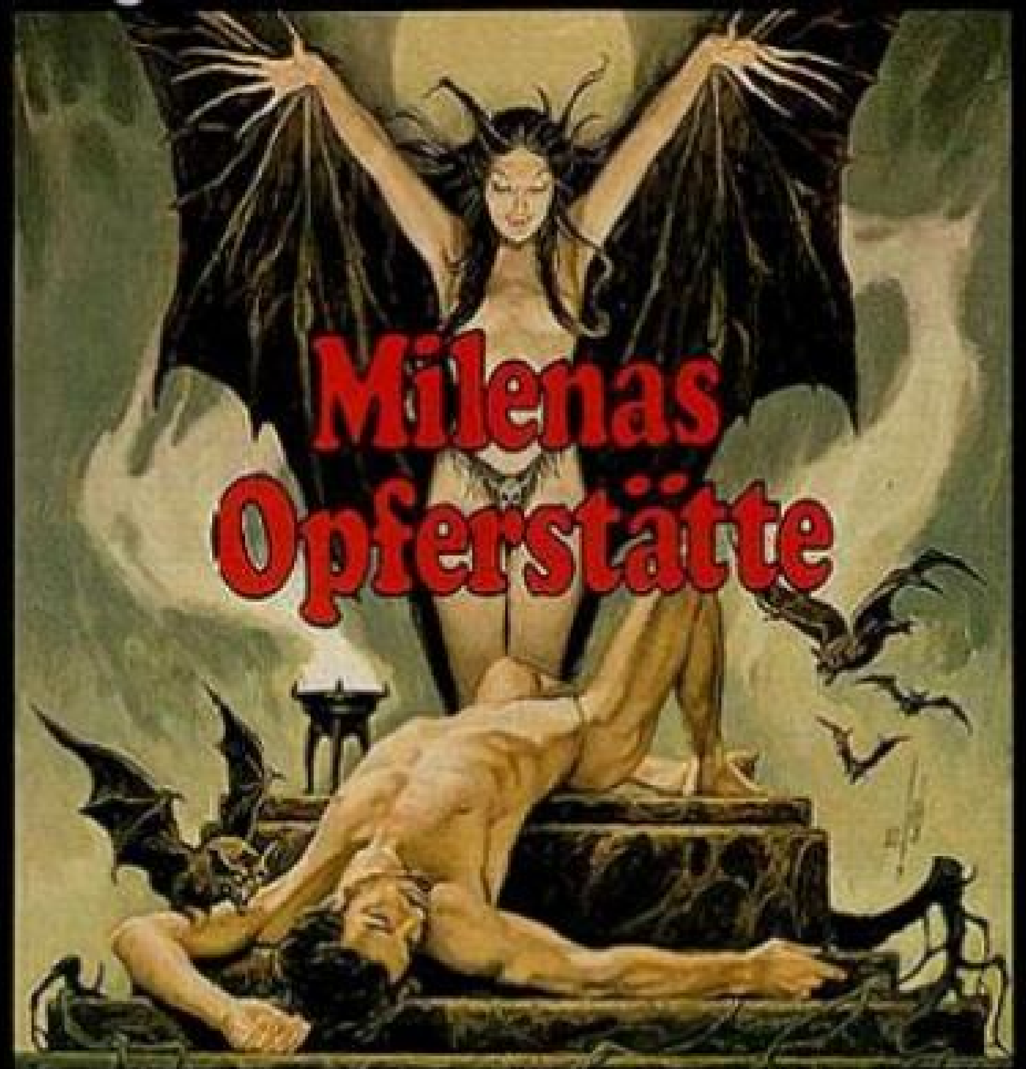
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Milenas Opferstätte

John Sinclair Nr. 556

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 28.02.1989

Titelbild von J.A. Domingo

Sinclair Crew

Milenas Opferstätte

Es wird die Zeit kommen, wo der Mond aus dem Meer steigt, um den Himmel zu erobern, wo die Asche der Toten nach Blut lechzt, es aufsaugt, um neues, fürchterliches Leben entstehen zu lassen.

Wehe dem, der dann nicht auf der Hut ist und die Zusammenhänge erkennt. Er ist verloren, denn die uralten Blutsauger beginnen damit, den löchrig gewordenen Mantel der Vergangenheit abzustreifen und den der Gegenwart überzuziehen.

Asche zu Blut – Blut zu Asche…

Suko schaute mich skeptisch an und schloß die Tür hinter sich. »Du willst wirklich nicht ins Büro kommen, John?«

»So ist es.«

Er folgte mir in den Wohnraum. »Ist was? Irgend etwas muß doch mit dir sein.«

Ich schaute durch das Fenster gegen den Glutball der am Himmel stehenden Herbstsonne. Sie sah aus wie eine Vollreife Orange. »Was sollte schon sein?«

»Erzähl mir nichts, John. Du bist so anders. Hat es dich erwischt? Grippe, Husten, Heiserkeit, Schnupfen?«

Ich drehte mich um und lächelte. »Kaum, Suko.«

»Aber doch… na ja, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Hast du keine Lust, im Büro zu hocken?«

»Das auch.«

»Verstehe ich.« Suko nahm im Sessel Platz. Vom letzten Abend standen noch zwei Flaschen Bier auf dem Tisch. Im Ascher lagen zwei Zigarettenkippen. Ich hatte keine Lust mehr gehabt, aufzuräumen. In einem Junggesellenhaushalt nicht weiter tragisch. Eigentlich hatte ich vorgehabt, den Tag normal zu beginnen, aber…

Suko unterbrach meine Gedankenkette. »Los, mein Freund, rück schon raus mit der Sprache! Welche Laus ist dir über die Leber gelaufen?«

»Eine dicke.« Auch ich setzte mich und stütze mein Kinn gegen die Faust. »Die Vergangenheit hat mich eingeholt.«

Suko lachte. »Hattest du denn eine?«

»Laß den Spott!«

»Sorry. Soviel ich weiß, war dein Leben im Gegensatz zu meinem in jungen Jahren ziemlich normal. Ich wuchs in einem Kloster auf, wurde ausgebildet und…«

Ich drehte den Kopf zur Seite, weil mich die Sonnenstrahlen blendeten. »Stimmt alles, Suko. Bis auf eine Kleinigkeit. Am gestrigen Abend bekam ich einen Brief zugestellt. Ohne Absender natürlich. Man schob ihn unter den Türspalt.«

»Und was stand darin?«

»Nicht viel. Man teilte mir nur mit, daß ich heute morgen meine Wohnung auf keinen Fall verlassen sollte, weil mich noch eine Überraschung erwarten würde.«

»Darauf gehst du ein?«

»Bis jetzt ja.«

»Welche Art Überraschung ist es denn, und was hat das mit deiner Vergangenheit zu tun?«

»Wenn ich das wüßte, wäre es ja keine Überraschung. Die Vergangenheit ist insofern betroffen, als daß dieser Satz noch als Beifügung geschrieben wurde. Man teilt mir mit, daß es mit meiner

späten Jugend zu tun habe.«
»Die Überraschung?«
»Ja.«
»Toll.« Suko schlug die Beine übereinander. »Hast du dir Gedanken gemacht, welch einen Teil deiner Jugend sie gemeint haben könnten?«
»Klar. Nur bin ich zu keinem Ergebnis gekommen. Meine Jugend war relativ vielseitig. Da ist vieles passiert. Nur frage ich mich, was es mit der heutigen Zeit zu tun haben könnte. Und da bin ich leider auf keine Lösung gekommen.«
»Soll ich bleiben?«
Ich schüttelte den Kopf. »Fahr du los. Ich sage dir dann Bescheid. Glenda soll den Kaffee warmhalten.«
»Wie du willst.« Er stand auf. »Aber gib auf dich acht, Alter! Das sieht mir nach einem verdammten Trick aus.«
»Glaube ich auch. Sogar nach einem höllischen.«
Suko nickte und lachte. »Okay, mach's gut. Was soll ich dem Alten sagen, wenn er nach dir fragt?«
»Gar nichts.«
»Bis später.«
Ich brachte ihn noch zur Tür und schaute dabei mißtrauisch in den Gang. Zu sehen war niemand. Suko winkte mir vom Lift noch einmal zu, dann verschwand er.
Nachdenklich ging ich wieder zurück in meine Wohnung. Auf die Überraschung war ich wirklich gespannt. Vor allen Dingen darauf, was sie mit meiner Vergangenheit zu tun hätte. Natürlich hatte ich überlegt, einen Teil der Nacht dafür geopfert, aber was es sein konnte, darauf war ich nicht gekommen. Die späte Jugend, Ende der Schulzeit, Beginn des Studiums, das alles kam in Frage.
Da hatte ich meine ersten Erfahrungen sammeln können. Nicht so sehr als Geisterjäger, nein, ich hatte mich verhalten wie viele junge Männer in meinem Alter auch.
Freundinnen, Feste, hartes Lernen, mal wieder einen Zug durch die Gemeinde, das alles hatte ich mitgemacht. In der Zeit war mir auch Bill Conolly begegnet, mein ältester Freund. Ich hatte eine Studentenbude gehabt und dort die ersten Erfahrungen mit einem Zombie gesammelt.
Bill Conolly hatte ebenfalls bei der Frau gewohnt. So war es dann zu unserer Freundschaft gekommen, die bis heute gehalten hatte.
Bill wußte viel aus meiner Vergangenheit, wir waren oft zusammen gewesen und hatten auch gemeinsam manche Girls aufgerissen.
Daran dachte ich eher, wenn ich mit der Vergangenheit konfrontiert wurde.
Ich hatte auch mit dem Gedanken gespielt, meinen Freund anzurufen, den Vorsatz jedoch wieder fallenlassen, weil ich nicht

grundlos die Pferde scheu machen wollte.
Erst einmal abwarten, welche Überraschung mir ins Haus stand.
Ich wurde unruhig. Wenn man auf etwas wartet, wird man halt schnell unruhig. Ich durchmaß meine Wohnung, dachte immer wieder nach, holte auch noch den Brief hervor, kannte ihn schon auswendig und steckte ihn wieder ein. Eine Viertelstunde verging. Ich rauchte eine Zigarette, stand am Fenster und schaute in einen herrlich blauen Winterhimmel. Es war verdammt kalt, die Temperatur hatte in der Nacht bei minus acht Grad gelegen, für Novemberanfang zu kalt. Allerheiligen lag erst drei Tage zurück. Die strahlende Sonne entschädigte für das morgendliche Glatteis, das sich auf den Londoner Straßen gebildet und den Verkehr zum Erliegen gebracht hatte.
Das Telefon summte. Ich fuhr auf der Stelle herum, als hätte mir jemand Schwung gegeben. Sollte sich nun das Rätsel lösen, das man mir aufgegeben hatte?
»Ja, bitte…«
»Mr. Sinclair, sind Sie es?«
»Natürlich.«
»Hier ist der Hausmeister und Portier. Soeben hat jemand für Sie ein Paket abgegeben.«
»Wer?«
»Ich kenne den Mann nicht. Es ist mit der normalen Post gekommen. Die Gebühr und so weiter ist schon bezahlt worden. Soll ich Ihnen das Paket hochbringen?«
Ich zögerte mit der Antwort, weil ich an einen Sprengkörper dachte, der möglicherweise darin versteckt sein konnte. »Nein, ich komme zu Ihnen und werde es draußen öffnen.«
Der Portier verstand. Seine Stimme hatte an Lautstärke verloren, als er fragte: »Rechnen Sie mit einer Bombe?«
»Das nicht gerade, aber ich will auf Nummer Sicher gehen.«
»Gut, ich warte dann.«
Der Mann stand sicherlich Ängste aus, deshalb beeilte ich mich, schnappte die dicke Winterjacke und hängte sie mir über. Wer schickte mir ein Paket? Und was hatte das mit meiner Vergangenheit zu tun?
Ich hob die Schultern und wartete darauf, daß der Lift im Erdgeschoß des Hochhauses hielt.
Die Halle war leer. Um diese Zeit hatten die meisten Berufstätigen das Haus verlassen, und die Hausfrauen würden erst später zum Einkauf gehen. Der Hausmeister stand vor seiner Loge und schaute skeptisch auf das Paket neben ihm. Vor lauter Nervosität knetete er den Kittelstoff.
»Gut, daß Sie kommen, Mr. Sinclair.« Er grinst etwas verlegen.
»Ich habe richtig Magendrücken bekommen.«

Ich schaute mir das Paket an. Es besaß quadratische Ausmaße und war relativ groß. Ich kniete nieder und drückte mein Ohr auf die obere Seite, um nach einem verräterischen Ticken zu lauschen.

Da war nichts zu hören.

»Das habe ich auch schon getan, Mr. Sinclair. Man hat so seine Bedenken.«

Ich kam wieder hoch. »Und?«

»Gehört habe ich auch nichts.«

Ich winkte ab. »Harmlos muß es trotzdem nicht sein.«

»Wollen Sie es draußen öffnen, Sir?«

»Damit Sie beruhigt sind – ja.«

»Gut, ich habe hier ein Messer, damit können Sie den Klebestreifen einschneiden.«

»Danke.« Das Messer steckte ich in die Tasche und hob das Paket an. Ich wunderte mich darüber, wie leicht es war. Was konnte drin sein?

Ich trat in die Kälte. Der Hausmeister hatte sogar Sand auf die Wege gestreut. Ich wandte mich nach links, wo an der Hauswand ein Grünstreifen angelegt worden war. Die kahlen Büsche wirkten traurig. Sie verbreiteten die richtige Herbststimmung.

Ich kniete wieder nieder, nachdem ich das Paket abgestellt hatte, und holte das Messer hervor. Mit zwei langen Schnitten hatte ich den Klebestreifen geteilt und konnte die beiden oberen Papphälften zur Seite drücken.

Zum erstenmal schaute ich in das Paket.

Es war nichts zu sehen, bis auf Putzwolle und zusammengeknüllte Zeitungen. Den Inhalt suchte ich noch. Mit beiden Händen schaufelte ich das hemmende Dämmzeug zur Seite und entdeckte darunter einen Gegenstand, der mir ziemlich bauchig aussah und auf der Oberseite durch einen Deckel verschlossen war.

Eine Vase?

Das dachte ich zunächst auch. Seit wann wurden Vasen jedoch verschlossen?

Ich räumte noch mehr Zeitungspapier an den Seiten fort, so daß ich zugreifen konnte.

Das Material fühlte sich warm an, es hatte beim Transport durch die Kälte nicht gelitten. Ich hob die Vase hervor, stellte sie neben den Karton und bekam mit, daß der Hausmeister – neugierig wie er nun mal war – das Haus verlassen hatte.

»Das hat man Ihnen geschickt, Sir?«

»Sehen Sie doch.«

»Komisch.« Seine Stimme klang etwas belegt. »Ehrlich gesagt, Sir, ich würde auch dumm aus der Wäsche schauen, wenn mir jemand eine Urne ins Haus schickt…«

***

Verflixt, der Portier hatte recht. Das war der springende Punkt oder des Rätsels Lösung. Man hatte mir keine Vase mit Deckel ins Haus geschickt, dafür eine Urne.

Ein makabres Geschenk.

Ich stellte sie ab, blieb neben ihr hocken, auch der Portier ging in die Knie. »Die sieht doch nicht mal schlecht aus«, sagte er. »Haben Sie sich die bestellt? Wollen Sie mal verbrannt werden, wenn dann alles vorbei ist?«

Ich schaute ihn mit einem langen Blick an und schüttelte den Kopf.

Er entschuldigte sich sofort. »Sorry, Sir, so war das nicht gemeint. Aber auch in der Urne können Bomben versteckt werden. Das ist mal auf einer Beerdigung in Nordirland passiert. Da war sogar ein Verwandter von mir dabei. Plötzlich explodierte die Urne. Ich an Ihrer Stelle würde sehr vorsichtig sein, Sir.«

»Danke für den Rat. Von selbst wäre ich kaum darauf gekommen.«

»Na ja…« Er fühlte sich plötzlich unwohl und stand auf. »Ich muß wieder ins Haus.«

»Okay.«

Normal laufend, aber rückwärts schauend ging er wieder zu seinem Platz. Ich blieb neben dem leeren Paket und der Urne hocken.

Das war in der Tat ein Hammer. Man hatte mir schon viel zukommen lassen, aber eine Urne hatte sich nicht darunter befunden.

Wieso? Weshalb schickte man mir eine Urne ins Haus? War sie leer oder voll? In die Urnen kam die Asche der Verstorbenen. Ich konnte mich nicht daran erinnern, daß jemand aus meinem Bekanntenkreis gestorben war und ich die Angehörigen gebeten hatte, mir die Asche des Verstorbenen zu schicken.

Es mußte einen anderen Grund geben. Ich dachte wieder an die Nachricht vom vergangenen Abend. Man hatte mich an meine Vergangenheit erinnert, von einer Überraschung geschrieben, und diese Urne mußte einfach die Überraschung sein.

Sie besaß wirklich eine bauchige Form und ähnelte einer Vase. Der kleine Deckel war rund und besaß auf seiner Oberseite einen Knopf zum Abheben.

Ich hob die Urne noch einmal an. Das Material war dunkelgrau glasierter Ton. Ob sich ein Inhalt darin befand, konnte ich nicht sagen. Asche ist leicht, fällt kaum ins Gewicht, allerdings traute ich mich auch nicht, den Deckel abzuheben. Der Verdacht mit der Bombe ging mir nicht aus dem Kopf. Vielleicht bestand eine Verbindung zwischen der unteren Seite des Deckels und dem Zünder.

Was gab es für Möglichkeiten?

Unsere Experten mußten ran. Sie konnten sie hier draußen untersuchen. Ich überlegte noch immer. Schließlich war ich es leid und ging das Risiko ein.

Mit zwei Fingern umfaßte ich den Knopf, hielt ihn sehr fest und hob den Deckel an.

Ich war sehr behutsam zu Werke gegangen. Beim geringsten Widerstand hätte ich ihn zurückgedrückt. Das brauchte ich nicht, weil der Widerstand nicht vorhanden war.

Nichts passierte, als ich den Deckel abhob. Ich schielte in die offene Urne hinein, sah bis zum Grund, ohne allerdings erkennen zu können, ob sich Asche darin befand.

Dafür holte ich meine Bleistiftleuchte hervor, strahlte hinein und entdeckte tatsächlich einen grauen Belag. Das war die Asche des Verbrannten.

Aber ich sah noch mehr, als ich die kleine Lampe drehte. Der Strahl glitt auch an der Innenseite entlang und erwischte dort einen nicht sehr großen Briefumschlag, den jemand mit einem durchsichtigen Kleber an der Innenwand befestigt hatte.

Wieder eine Nachricht.

Die Öffnung war groß genug, um die Hand hineinschieben zu können. Ich drehte sie nach rechts und bekam mit den Fingerspitzen den Umschlag an der Innenwand zu fassen. Der Klebestreifen ließ sich leicht lösen. Ein kurzer Ruck, und ich hielt den Umschlag in der Hand.

Bevor ich ihn öffnete, setzte ich wieder den Deckel auf die Urnenöffnung und las wenig später die Nachricht, die man mir hinterlassen hatte.

»Lieber John, Du wirst Dich vielleicht noch an mich und die schönen Zeiten erinnern, die wir gemeinsam erlebt haben. Du, deine Freunde, auch Bill, wir haben mal eine Clique gebildet. Aber jetzt bin ich tot, und ich will trotzdem leben. Du kannst mir dazu verhelfen. Vielleicht auch Bill. Denk daran, die alten Zeiten können zurückkehren. Ach ja, Du weißt gar nicht, wer ich bin. Ich wohne nicht mehr in London, mich hat es an einen anderen Ort getrieben. Du wirst es schon herausbekommen. Mein Name ist Milena Mancow. Na, erinnerst Du Dich jetzt? Das Mädchen mit den schwarzen Haaren und den dunklen Augen. Ich habe Dich einmal verrückt gemacht, hast Du mir gesagt. Jetzt siehst Du meine Asche. Aber Du kannst noch viel für mich tun, John, sehr viel… Bis bald …«

Ich hatte die Worte vor mich hingemurmelt und wußte nicht, was ich von der Nachricht halten sollte. Wollte mich da jemand auf den Arm nehmen? Ich drehte den Brief herum. Es geschah mehr zufällig.

Die Schrift auf der Rückseite war blasser, trotzdem zu entziffern.

»Wenn ich Dir noch etwas bedeute, John, dann laß bitte drei Tropfen Blut in die Urne fallen. Bist du so gut?«

Nun verstand ich gar nichts mehr. Das heißt, ich wollte es nicht verstehen. Im Hintergrund meines Hirns allerdings breitete sich ein gewisser Verdacht aus.

Blut zu Asche, das roch nach Magie, das roch nach Vampir. Konnte, mußte aber nicht sein. Möglicherweise hatte sich auch jemand einen Scherz mit mir erlaubt.

Ich würde der Sache trotzdem nachgehen. Das Paket schaute ich mir noch einmal genauer an. Es war in London aufgegeben worden.

Die Spur zurückzuverfolgen hatte also keinen Sinn.

Der Portier kam wieder. »Ist Ihnen nicht kalt, Mr. Sinclair?«

»Einigermaßen. Sie können mir trotzdem einen Gefallen tun.«

»Fast jeden.«

»Nehmen Sie das Paket mit.«

»Und die Urne?«

»Die schnappe ich mir.«

Gemeinsam gingen wir ins Haus, wo ich mich in seiner Loge setzte und telefonierte.

Ich rief Bill Conolly an und hoffte, daß er schon auf den Beinen war. Er mußte am Schreibtisch gesessen haben, seine Stimme klang frisch und munter.

»John hier. Du bist schon wach?«

»Ha, was denkst du denn? Ich arbeite.«

»Kannst du deine Arbeit auch unterbrechen?«

»Kommt darauf an.«

»Ich wollte dich ins Büro einladen, Bill.«

Jetzt war erst einmal Pause. »Und was soll ich da?«

»Das erzähle ich dir, wenn du eingetroffen bist.«

»Okay, ich komme. Den Bericht kann ich schieben. Ich bin wieder dabei, übersinnlichen Phänomenen nachzugehen. Ich kann dir sagen, John, auf der Welt gibt es noch so viele Rätsel, daß wir sie alle nicht lösen können. Da müßten wir schon zehnmal so alt werden.«

»Wenn du bei uns bist, kommt noch ein Rätsel hinzu.«

Ich hörte ihn scharf atmen. »Du machst mich neugierig.«

»Bis bald.«

Der Portier stand in der Tür. Er mußte wohl mitgehört haben.

»Wollen Sie die Urne nicht bei sich in der Wohnung lassen, Sir?«

»Nein«, sagte ich. »Oder hätten Sie gern eine mit Asche gefüllte Urne in Ihrem Wohnzimmer stehen.«

»Gott behüte, ich doch nicht.«

»Wer dann?«

»Mein Weib hat mir mal gesagt, daß sie mich, wenn ich vor ihr sterbe, verbrennen läßt.«

»Aha – und weiter?«

»Dann will Sie meine Asche in die Eieruhr stecken. So hätte ich wenigstens noch als Toter meine Aufgabe.«

»Sehr schwarz der Humor Ihrer Frau.« Ich verzog die Lippen zu einem säuerlichen Grinsen.

»Das sage ich auch immer. Was wollen Sie machen? Ihr Vater war Leichenwäscher.«

Ich klemmte mir die Urne unter den Arm. »So einen Schwiegervater habe ich mir auch immer gewünscht.«

Er hob die Schultern und ließ mich vorbei. Ich fuhr in die Tiefgarage und stellte die Urne zwischen die beiden Sitzbänke, wo sie nicht umfallen konnte.

»Drei Tropfen Blut«, flüsterte ich. Was konnte diese Nachricht nur zu bedeuten haben…?

***

Im Büro staunten Suko und Glenda nicht schlecht, als ich mit der Urne ankam und sie auf meinen Schreibtisch stellte. Glenda verfolgte den gleichen Gedanken wie ich. »Soll das vielleicht eine Blumenvase sein, John? Wenn ja, dann gefällt sie mir überhaupt nicht. Sie ist einfach zu trist. Ich liebe farbige Vasen.«

»Nein, das ist eine Urne.«

»Was?« Glenda zuckte zurück. »Jetzt sag nur noch, daß sie auch gefüllt ist.«

»Genau, und zwar mit Asche.«

»Wie schön«, bemerkte Suko. »Dann ist das also die Überraschung, auf die du so gewartet hast.«

»Und wessen Asche ist darin?«

Ich bat erst um einen Kaffee. Glenda holte ihn. Sie war an diesem Tag dick angezogen. Der schwarze Pullover besaß sogar einen Rollkragen. In ihrem Haar steckte eine weiß und silberig schimmernde Spange.

»Ich verstehe nicht, was das soll«, sagte Suko. »Laß mal eine Erklärung hören.«

»Warte, bis Bill hier ist.«

Suko wunderte sich noch mehr. »Der kommt auch?«

»Ja, ich rief ihn an.«

»Weshalb denn?«

Ich deutete auf die Urne. »Der Inhalt scheint uns beide zu betreffen. Ich habe dir doch davon erzählt, daß er mit meiner Vergangenheit zu tun hat. Nur soviel, es geht um ein Mädchen, das Bill Conolly damals auch gekannt hat.«

»Wie heißt die Kleine?«

Als ich die Antwort gab, kam Glenda mit dem Kaffee ins Büro.

»Milena Mancow.«

»Deine neue Flamme, John?« fragte sie spitz.

»Nein, eine alte.«

Sie stellte den Kaffee ab und lachte.

»Bist du schon soweit, daß du jetzt deine alten Lieben aufreißen

mußt?«
»Keinesfalls.« Ich setzte mich und schaute gegen das Rollo. Wegen der blendenden Sonne war es vor die Scheibe gezogen worden. »Die Vergangenheit hat mich eingeholt.«
»In Form der Urne.«
»So sieht es aus.«
Sie räusperte sich. Wahrscheinlich wollte sie noch etwas sagen, schluckte die Worte aber hinunter und schüttelte nur den Kopf.
Glenda war einiges von mir gewohnt. Sie hatte es auch aufgegeben, sich noch zu wundern. »Ich habe noch frischen Kaffee aufgesetzt.«
»Das ist gut, denn Bill kommt auch.«
»Wieso?«
Ich trank den zweiten Schluck. »Kinder, macht mich doch nicht sauer. Wartet, bis Bill eintrifft, dann läuft alles wie geschmiert. Ich habe keine Lust, mich zu wiederholen.«
»Du klingst, als hättest du schlechte Laune, John.«
»Das nicht gerade, aber es ist nicht jedermanns Sache, eine Urne geschenkt zu bekommen.«
»Da hat er recht«, sagte Suko.
»Gut, warten wir auf Bill.«
Der trudelte wenig später ein. Plötzlich stand er im Raum. Bill war beim Yard bekannt. Er hatte jedenfalls immer Zutritt. Lachend stand er im Büro, den Thermomantel nicht geschlossen und die Arme ausgebreitet. »Na, das ist ein Bild. Da kommt man als schwer arbeitender Mensch in die Beamtenschaft, und was sieht man? Die Leute sitzen herum und trinken Kaffee. Habt ihr wenigstens für mich noch einen Schluck?«
»Sicher«, sagte Glenda, die von dem Reporter mit zwei Wangenküssen begrüßt worden war.
Uns reichte er die Hand. »Verflucht kalt draußen«, flüsterte er und schüttelte sich. »Bin gespannt, ob mir der neue Fall einheizen wird.«
Er schaute mich an.
»Gleich, du nervöses Hemd.«
»Was heißt hier nervös? Ich bin eben aktiv, ich bin Action. Langeweile kenne ich nicht.«
»Ich glaube auch nicht, daß es uns langweilig werden wird, mein Freund.« Bill bekam seinen Kaffee, dann sprach ich weiter. »Kennst du das Ding da auf dem Tisch?«
Er trank erst und nickte dann. »Klar, das ist eine Urne. Nicht besonders auffallend, aber immerhin.«
»Richtig. Genau die hat man mir am heutigen Morgen geschickt.«
»Mit oder ohne Inhalt?«
»Leider mit. Es ist Asche darin.«
»Oh.« Bill wollte den Deckel abheben und nachschauen, ich aber

legte eine Hand darauf. »Nein, laß es. Lies erst mal diesen Brief, der in der Urne gesteckt hat.«

»Wie du willst.« Bill faltete das Schreiben auseinander. Suko und Glenda traten hinter ihn, so daß sie von zwei Seiten aus mitlesen konnten, Bill, der alte Schwerenöter, grinste und verdrehte die Augen. »Ach, Glenda, du hast wieder ein irres Parfüm.«

»Mein Weihnachtsgeschenk vom letzten Jahr«, sagte ich.

»Wußte gar nicht, daß du einen so außergewöhnlichen Geschmack entwickeln kannst.«

»Man muß was tun.«

Unser Freund schwieg, denn er las. Ich beobachtete sein Gesicht, dessen Ausdruck immer staunender wurde. Dann schüttelte er den Kopf und legte den Brief zur Seite. »Das ist doch nicht möglich, John. Das gibt es einfach nicht.«

»Doch!«

»Stimmt das denn auch?« fragte Suko.

Ich nickte.

»Und du hast nie mehr etwas von dieser Milena Mancow gehört?« erkundigte sich Glenda.

»Nein. Das war ein Jugendflirt, eine Spielerei, ein Verliebtsein. Himmel, wenn ich alle Mädchen aufzählen sollte, die mich damals interessiert haben, dann müßte ich einen Harem eröffnen.«

»Gib nicht so an, John.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich sie als Freundinnen hatte. Sie interessierten mich eben nur.«

Glenda nickte. »Etwas anderes hätte ich dir auch nicht zugetraut.«

»Jetzt mach mich nicht mieser, als ich bin.«

Bill kam wieder auf das Thema zu sprechen. »Okay, Freunde, die Sache geht John und mich etwas an. Ich habe nachgedacht und kann mich tatsächlich an Milena erinnern. Das muß während unseres Studiums gewesen sein. War sie nicht dunkelhaarig wie Glenda?«

»Stimmt.«

Bill Conolly setzte seine Denkerstirn auf. »Ihre Augen, John, die habe ich auch nicht vergessen. Dann – das Gesicht. Es hatte etwas Wildes, Indianerhaftes an sich.« Er geriet ins Schwärmen. »Ja, dieses Mädchen hat mit uns gespielt. Die hätte zehn Männer an jedem Finger haben können. Das war vielleicht ein Weib – ho, ho…«

Glenda tippte Bill auf die Schulter. »Mach mal halblang, alter Junge. So hast du von Sheila nie gesprochen.«

»Sie liebe ich auch. Für Milena haben wir damals geschwärmt.«

»Und jetzt liegt sie hier.« Suko deutete auf die Urne. »Zu Asche verbrannt, aber mit einer Nachricht für euch. Die Frage ist: Was wollt ihr unternehmen?«

Bill hob die Schultern. »Das ist in der Tat schwer.« Er fragte mich.

»Sollen wir uns auf eine Reise in die Vergangenheit einlassen, John? Und alles noch einmal aufwärmen?«

»Sie lebt nicht mehr.«

»Denk an die drei Tropfen Blut. Der Satz ist nicht grundlos geschrieben worden. Was kann dahinterstecken?«

Ich antwortete mit leiser Stimme. »Stellt euch mal – vor, diese Milena ist eine Blutsaugerin gewesen, die jemand gepfählt hat und deren Asche sich nun in der Urne befindet.«

Bill atmete scharf aus. »Willst du wirklich so weit mit deiner Behauptung gehen, John?«

»Nenn mir eine bessere Lösung.«

»Ich weiß keine.«

»Na bitte.«

Er strich durch sein Gesicht. »Im Prinzip könntest du sogar recht haben. Das wäre wirklich ein starkes Stück, uns die Asche einer Vampirin zu schicken. Wenn Menschenblut in die Urne tropft, was geschieht dann?«

»Sie wird wieder auferstehen!« sagte Glenda und bekam eine Gänsehaut.

»Meinst du?«

»Ich hoffe nicht.«

»Willst du überhaupt darauf eingehen?« fragte mich Suko.

»Soll ich?«

»*Du* hast sie am Hals«, sagte Bill. »Man hat sie dir geschickt.«

Ich nickte. »Wenn du schon Teile aus dem Schreiben zitierst, Bill, dann würde mich auch interessieren, wo sie hingezogen ist. In London scheint sie nicht mehr zu wohnen.«

»Ja, nur ist England groß.«

Glenda hatte einen Einwand. »Wenn ich mir den Namen so anhöre, dann klingt er für mich etwas fremdländisch. Kann es sein, daß Milena keine Engländerin ist?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Ist sie nicht Tschechin?« fragte Bill.

»Das habe ich vergessen.«

»Dann könnte sie in der Tschechei wohnen«, bemerkte Suko.

»Muß aber nicht sein«, sagte ich. »Das Paket wurde schließlich in London aufgegeben.«

»Mein Bier ist es nicht«, erklärte Suko, und er lehnte sich zurück, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Kannst du herausfinden, wo sie lebt?« fragte Bill. »Das müßte doch möglich sein?«

»Ich werde mich darum kümmern«, sagte Glenda. »Wenn sie eingewandert ist, muß sie registriert sein.«

»Gute Idee.«

Glenda verschwand und schloß die Tür hinter sich. Ich schüttelte den Kopf. »Daß uns so etwas passieren muß, daran habe ich nie im Leben gedacht. Milena Mancow, ein Traum, der rasch vorbeigegangen ist. Wir haben doch alle für sie geschwärmt.«

»Stimmt.«

»Wer hat sie eigentlich bekommen?«

»Wie meinst du das?«

»Na ja«, sagte Bill und spielte mit einem Bleistift. »Mit irgendeinem ist sie dann gegangen.«

Ich dachte nach und versuchte mich an die vergangenen Jahre zu erinnern. Geflirtet hatte sie mit jedem. Mit wem sie allerdings intim gewesen war, wußte ich nicht. Ich jedenfalls war nicht mit ihr ins Bett gegangen.

»Hast du mit ihr geschlafen?« fragte ich Bill.

Er hob die Hand zum Schwur. »Nein, nie!« Er grinste. »Ich hätte es gern getan, nur klappte es nicht.«

»Das war bei mir ebenso.«

»Trotzdem hat man dir das Paket geschickt, John. Du mußt doch mehr Eindruck hinterlassen haben.«

Ich winkte ab. »Ob das der Grund ist, wage ich zu bezweifeln. Es kann auch etwas anderes dahinterstecken.«

Suko schüttelte den Kopf. Er konnte sich nur wundern. »Wenn man euch so reden hört, dann muß diese Milena Mancow damals eine Art Überfrau gewesen sein.«

Bill gab eine ehrliche Antwort. »Für uns war sie so etwas auch. Das kannst du dir nicht vorstellen, aber fast alle männlichen Studenten waren verrückt nach ihr.«

»Mit dem Unterschied, daß ihr lebt und Milena nur noch Asche ist«, sagte der Inspektor.

»Wobei nicht sicher ist, daß es sich auch um ihre Asche handelt!« fügte Bill hinzu. »Und feststellen wird man das jetzt bestimmt nicht mehr können.« Er trank seine Tasse leer. »Falls wir uns um sie kümmern, rechne ich mit allem.«

»Vampire!« sagte ich leise.

»Ja.«

Glenda kam wieder. Sie lächelte, als sie unsere fragenden Gesichter sah. »Die Kollegen von der Fahndung werden sich um das Problem kümmern. Wir müssen noch etwas warten.«

»Wie stehen denn die Chancen?« wollte ich wissen.

»Nicht schlecht, wenn sie tatsächlich eine Ausländerin gewesen ist.«

»Mal sehen.«

»Da ist noch die Sache mit dem Blut«, erinnerte mich Bill Conolly.

»Willst du es wagen?«

»Ich weiß noch nicht. Erst möchte ich wissen, wo sie damals

hingezogen ist.«

»Nun ja, wir werden sehen.« Bill schaut auf die Uhr. »Ich rufe mal eben Sheila an und sage ihr, daß es später werden kann.«

»Tu das und bestelle schöne Grüße. Wie geht es meinem Patenkind?«

Der Reporter lachte, als ich nach seinem Sohn fragte. »Johnny ist frech und gesund. Heute morgen schreibt er eine Arbeit. Latein, glaube ich. Das wird wieder ein Drama.«

»Wie bei dir früher?«

»Genau.«

Bill telefonierte und erklärte Sheila, daß sie sich keinerlei Sorgen zu machen brauchte. So ganz glauben wollte sie es nicht, und sie erkundigte sich, was überhaupt los war.

»Das ist nicht so einfach zu erklären. Es geht um Johns Vergangenheit.« Von seiner sprach er nicht, der alte Lügner. Er sah unser Grinsen und grinste mit.

»Mußt du wieder verreisen?« Sheila kannte ihren Mann.

»Vielleicht.«

»Nun ja, ich bin Kummer gewöhnt. Was ist mit deinem Bericht? Die Redaktion hat angerufen.«

»Sag ihnen, daß er einen Monat später herauskommen wird. Voraussichtlich. See you, Sheila, und schöne Grüße von allen.« Aufatmend legte Bill den Hörer wieder hin. »Die Fragen der Frauen. Daß sie sich so etwas nicht abgewöhnen können.«

Das Telefon schlug an. Ich nahm den Hörer und hörte die Stimme eines Kollegen. »Ihre Sekretärin hat uns von Ihren Problemen berichtet, Mr. Sinclair. Ich glaube, wir haben eine Spur gefunden – über das Ausländeramt.«

»Und?«

»Die Familie Mancow, die ja aus dem Osten emigriert war, hat London in der Tat verlassen.«

»Wann war das?«

»Vor ungefähr zehn Jahren.«

»Wo leben sie jetzt?«

»Noch auf der Insel. Allerdings ziemlich weit entfernt, in den Cambrian Mountains.«

»Das liegt im Westen. In Wals.«

»Sehr richtig. Der Ort heißt Talley. Wenigstens einer, der sich aussprechen läßt.«

»Dort sind sie noch heute?«

»Wir haben nichts Gegenteiliges erfahren.«

»Sind die Mancows in der letzten Zeit sonst irgendwo aufgefallen? Positiv oder negativ?«

»Mir ist nichts bekannt.«

»Auch nicht über das Ableben einiger Familienmitglieder?«

»Danach dürfen Sie mich nicht fragen, Kollege. Wir kümmern uns um so etwas nicht.«

»Jedenfalls bedanke ich mich.«

»Nichts zu danken. Noch etwas, Mr. Sinclair. Liegt irgend etwas Politisches gegen die Mancows vor?«

»Das glaube ich nicht.«

»Dann hätte ich es melden müssen.«

»Wir sagen schon Bescheid.«

Suko, Bill und Glenda hatten mitgehört. Da sie nicht zusammenstanden, konnte ich sie mit einem Blick anschauen. »Also Wales. Dort hat sich unser ehemaliger Schwarm verkrochen. Wie ist es, Bill, sollen wir hinfahren? Oder möchtest du…?«

»Nein, nein, Alter. Ich sehe mir den Ort schon an, obwohl die Waliser nicht gerade mein Fall sind.«

»Dann spring mal über deinen eigenen Schatten.«

»Das mache ich auch.«

Suko lehnte sich zurück. »Wie ich die Lage einschätze, braucht man mich nicht dazu.«

»Stimmt.«

»Ich hätte auch keine Lust, bei dem Wetter in die Berge zu fahren. Da ist es ja noch kälter.«

»Du wirst bequem!« hielt ich ihm vor.

»Und du vergeßlich.«

»Wieso?«

»Denk an die drei Tropfen Blut, die du in die Urne fallen lassen sollst. Du hast es versprochen.«

»Jetzt und hier?«

»Weshalb nicht?«

Ich schaute Glenda und Bill an. Beide stimmten dafür, denn sie nickten.

»Okay«, sagte ich, »dann werde ich es mal versuchen.«

Suko streckte bereits den Arm aus und nahm den Deckel ab. Ich holte mein Taschenmesser hervor.

Glenda fühlte sich unbehaglich. Sie bewegte die Schultern, als würde sie frieren.

»Hast du was?«

»Ich weiß nicht, John«, erwiderte sie leise. »Ich an deiner Stelle würde es nicht machen.«

»Was sollte mich davon abhalten?«

»Die Ungewißheit. Stell dir vor, durch dein Blut würdest du Kräfte erwecken, die besser im dunkeln geblieben wären. Das wäre doch furchtbar. Verstehst du?«

»Ja, das stimmt. Ich sage mir allerdings, daß es besser ist, wenn *ich* durch mein Blut die Kräfte hervorlocke als irgendein Unschuldiger. Du

mußt dir vorstellen, daß wir uns wehren können, sollte irgend etwas schieflaufen.«

»Stimmt auch wieder.«

Suko und Bill hatten gemeinsam in die Urne hineingeschaut, ohne etwas zu entdecken, die Asche einmal ausgenommen. Sie drehten das Gefäß auch zwischen ihren Händen und konnten nur die Schultern heben.

»Sieht alles normal aus«, meldete Bill.

»Hoffentlich ist es das auch«, flüsterte Glenda.

Ich stellte mir die Urne zurecht und legte meine linke Hand auf die Öffnung. In der rechten hielt ich das aufgeklappte Taschenmesser schnittbereit.

»Wo willst du den Schnitt ansetzen?« fragte Bill.

»In den Daumen. Habt ihr Pflaster?«

»Ich hole es«, sagte Glenda.

Sie lief rasch hinaus. Wahrscheinlich war sie froh darüber, so brauchte sie nicht zusehen, wie ich in die Kuppe meines Daumens hineinschnitt.

Natürlich stand ich auch unter Spannung. Durch meine Aktion konnte ich einiges verändern, da hatte Glenda mit ihren Befürchtungen schon recht gehabt. Vielleicht weckte ich damit tatsächlich Kräfte, die besser im verborgenen geblieben wären. Aber konnte es nicht auch so sein, daß man mir die Urne geschickt hatte, um Hilfe zu erwarten?

Damit mußte ich auch rechnen.

»Bist du bereit?« fragte Bill leise.

»Okay.« Ich stach zu. Der Schmerz war auszuhalten, als die Schneide in die Kuppe glitt und dort einen Spalt hinterließ. Sofort quoll das Blut hervor. Es pumpte regelrecht aus der Wunde, rann an der rechten Seite entlang, bildete den ersten Tropfen, der in die Urne und damit auf die Asche fiel.

Der zweite folgte, der dritte ebenfalls, danach zog ich den Daumen weg und preßte mein Taschentuch gegen die Wunde.

In diesem Augenblick kam auch Glenda mit dem Pflaster. »Ist es vorbei?« fragte sie.

»Klar!« rief Bill und lachte leise.

Sie trat langsam und irgendwie erwartungsvoll näher. »Was ist passiert?«

»Ich habe eine kleine Wunde«, erklärte ich. »Bitte sei so gut und klebe mir ein Pflaster auf den Daumen.«

Das hielt sie schon bereit. Die Größe stimmte auch. So bekam meine Daumenkuppe einen kleinen Hut. »Ich danke dir.«

Glenda nickte nur und schielte von der Seite her in die Urnenöffnung. Im Innern des Gefäßes hatte sich nichts getan.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß die Asche anfangen würde zu kochen.
Rauch hätte aufsteigen müssen, nichts davon passierte.
Fast waren wir enttäuscht.
Bill sprach es aus. »Ich frage mich, weshalb man dir so sehr nahegelegt hat, es mit drei Tropfen Blut zu versuchen. Da ist doch nichts los, verflixt.«
Ich nahm die Urne an mich, kippte sie vorsichtig und leuchtete mit der Lampe hinein. Der feine Strahl traf die graue Asche, wo deutlich die feuchten Flecken zu erkennen waren, die mein Blut hinterlassen hatte. Mehr aber auch nicht.
»Kein Vampirgeist«, sagte Suko und schaute dabei in die Runde.
»Was jetzt?«
»Nichts.«
»Da frage ich mich, ob wir überhaupt fahren sollen«, meinte Bill.
»Es kann sich doch jemand einen Scherz erlaubt haben.«
»Das wäre aber ein komischer«, sagte Glenda.
Ich legte den Deckel wieder auf die Urne. »Also im Orient wäre zumindest ein Geist hervorgekrochen und hätte sich nach unseren Wünschen erkundigt. Aber hier…«
»Sei mal ruhig.« Die Worte hatte Suko gesagt. »Ich glaube, da tut sich doch etwas.«
Niemand sprach mehr. Sofort hielten wir den Atem an und richteten unsere Lauscher gegen die Urne.
Suko hatte sich nicht verhört. Im Innern der Urne mußte etwas vor sich gehen. Wir hörten ein Kratzen und Brodeln, auch ein leichtes Zischen, wie aus einem großen Kochtopf.
Sekundenlang hörten wir zu, dann hob Suko den Kopf an und räusperte sich. »Verdammt noch mal, mir scheint, wir haben der Asche unrecht getan.«
Ich faßte wieder nach dem Deckel und holte gleichzeitig das Kreuz hervor. Es bekam seinen Platz auf dem Schreibtisch neben der Urne.
Drei Augenpaare starrten mich an, als ich den Deckel langsam in die Höhe hob.
Wieder rechneten wir damit, daß Hauch hervorquellen würde.
Das war nicht der Fall.
Dafür vernahmen wir das Brodeln und Köcheln lauter als zuvor.
Ich traute mich als erster in die Öffnung hineinzuschauen.
Ein Blick reichte mir, um mich blaß werden zu lassen. Ich zuckte zusammen, angestarrt von meinen Freunden.
»Was ist denn?« fragte Bill.
»In… der Urne befindet sich keine Asche mehr. Sie hat sich verändert.«
»Was ist es jetzt?«

»Es sieht aus«, sagte ich leise, und meine Worte tropften in die erwartungsvolle Stille. »Wie ein blutiger Klumpen, in dem zwei Augen schimmern…«

***

Sekundenlang sagte niemand etwas. Jedem von uns war die Fassungslosigkeit anzusehen, natürlich auch mir. Ich spürte auf dem Rücken die Gänsehaut, und meine Finger zitterten, als ich wieder nach der kleinen Bleistiftleuchte griff.

»Ich will es nicht sehen!« flüsterte Glenda. »Bitte nicht.« Sie wich auch zurück.

»Keine Sorge, das brauchst du nicht.«

Bill beugte sich vor. »Ist es so schlimm, verdammt?«

»Ja, nicht gerade angenehm.« Ich wußte, was mich erwartete, deshalb würde ich auch den Schock besser verdauen können. Wieder kippte ich die Urne leicht an, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen.

Der Lampenstrahl stach durch die Öffnung, traf den Grund oder die veränderte Füllung, die keine Asche mehr war. Statt dessen sah ich das pulsierende, dunkelrote Gemisch. Es sah aus wie Gelee, in dem zwei helle, blasse Flecken schwammen.

Augen?

Diesmal hielt ich mich länger mit der Betrachtung auf. Ja, es konnten Augen sein. Zugleich ließ ich den Lichtstrahl kreisen, um die ganze Urnenwand auszuleuchten.

Was ich vorhin nicht einmal hatte ahnen können, entpuppte sich nun als eine Tatsache.

Die Masse zeigte Form, nicht allein als Umriß. Ein Gesicht war entstanden.

Die Augen lagen so dicht nebeneinander, wie es sich für sie gehörte. Darunter entdeckte ich – fast stilisiert – so etwas wie eine Nase, einen Mund, möglicherweise auch ein Kinn.

Wenn es sich tatsächlich um ein Gesicht handeln sollte, dann war es kein männliches.

Kamen mir die Züge bekannt vor? Ich merkte, wie sehr ich ins Schwitzen geraten war, und ich wollte es einfach genau wissen, mich bestätigt fühlen, deshalb bat ich Bill, ebenfalls einen Blick in die Urne zu werfen.

Wohl war ihm nicht dabei. Er fragte auch nach dem Grund.

»Schau hin und sag mir genau, was du dort entdeckst.«

Er nickte. »Okay, ich bin gekommen und hänge mit drin. Gib mir die Urne her!«

Ich reichte sie ihm rüber, zusammen mit der kleinen Lampe. Bill kantete das Gefäß ebenfalls, bevor er hineinstrahlte, einen ersten Blick

riskierte, und wir hörten, wie er schluckte. Er wollte sich abwenden, das ließ ich nicht zu.

»Schau weiter, Bill! Mach schon…«

»Ist gut. Es… es … war nur der erste Eindruck.« Bill kontrollierte den Inhalt sehr genau, besah ihn sich von allen Richtungen, denn er drehte die Urne und schob sie schließlich von sich.

»Was hast du gesehen?« fragte ich.

»Kann es ein Gesicht gewesen sein?«

»Richtig.«

»Ein Frauengesicht.«

»Stimmt auch.«

»Verdammt, John. Ich… ich … traue mich nicht, die Worte auszusprechen. Da drückte sich eine Erinnerung in mir hoch. Das Gesicht der Milena Mancow?«

»So ist es!«

***

Der Brief, die Urne, die drei Tropfen Blut – das alles war kein Scherz gewesen. Die Unbekannten hatten genau gewußt, weshalb sie uns dies geschickt hatten. Bisher hatten wir es noch nicht recht als Fall angesehen, nun war es einer geworden.

»Die Asche der Milena!« hauchte Bill. »John, das verstehe ich nicht. Man muß das Mädchen verbrannt haben, aber es ist nicht richtig tot. Wie kann in dem Gemisch aus Blut und Asche ihr Gesicht erscheinen? Ich meine, es ist lange her, aber ich kann mich daran erinnern, daß Milena Mancow tatsächlich so ausgesehen hat.«

»Das wollte ich von dir bestätigt haben.«

Bill fuhr mit dem Zeigefinger über seine schweißfeuchte Oberlippe. »Ist sie nun tot, oder ist sie es nicht?«

»Was verstehst du unter tot?«

»Nun ja, ich meine…« Er hob die Schultern und schaute uns der Reihe nach an. »Jeder wird doch zu Asche.«

»Aber die in der Urne ist eine besondere«, erklärte Suko, der jetzt ebenfalls einen Blick hineinwarf, den Kopf schüttelte und tief durchatmete. »Ich glaube, daß unsere erste Vermutung zutrifft. Das müssen die Überreste von einem Vampir gewesen sein.«

»Wenn das zutrifft«, sagte ich, »wäre Milena ein Vampir gewesen, der damals mit uns geflirtet hat.«

»Furchtbar, diese Vorstellung!« stöhnte Bill auf. »Und wir sollen davon nichts bemerkt haben?«

»Damals hattet ihr keine Erfahrung«, flüsterte Glenda Perkins.

»Wenn ich mich recht erinnere, hat sie niemals Anstalten getroffen, unser Blut zu trinken«, sagte Bill. »Sie war völlig normal. Für mich ist das ein Unding.«

»Es kann sein, Bill, daß sie erst später zu einem Vampir geworden ist.«

»Gut, John. Gehen wir davon aus. Was machen wir mit diesem verdammten Rest? Wenn sie tatsächlich ein Vampir ist und du etwas durch deine drei Blutstropfen in Bewegung gesetzt hast, solltest du dafür sorgen, daß diese widerliche Masse auch zerstört wird. Ich meine, das ist nur recht und billig.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Decke. »Im Prinzip hast du recht. Wahrscheinlich werde ich es auch wieder zerstören.«

»Ist das der Sinn der Sache?« fragte Suko.

»Wie meinst du das?«

»Wer immer dir die Urne geschickt haben mag, er kennt dich. Er weiß, mit wem du zu tun hast. Ich glaube eher daran, daß er einen ganz bestimmten Plan verfolgt, der mit einer Zerstörung dieses magischen Wesens nichts zu tun hat.«

»Das ist Theorie. Stell dir vor, es wächst. Und stell dir weiter vor, sie wird zu einem Vampir, der irgendwann, wie auch immer, aus dieser verdammten Urne quillt.«

»Dann kannst du ihn erledigen, John!«

»Nein, dieses Risiko ist mir zu groß. Was immer man uns für ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat, ich werde mein Kreuz nehmen und es mit der Masse in Verbindung bringen.«

»Es ist deine Entscheidung«, sagte Suko.

Ich drückte die Zigarette aus und schaute die drei Freunde an.

Glenda hatte sich fast bis zur Tür zurückgezogen. Suko war gegen meinen Plan, auch Bill schaute skeptisch.

»Okay, einen Versuch.« Ich hatte den Deckel vorhin wieder auf die Urne gepreßt und hob ihn nun ab.

»Du mußt es wissen, John!«

Ich überhörte Sukos Worte und tastete nach dem Kreuz, das noch immer neben der Urne lag. Matt glänzend, einen silbrigen Schein verbreitend, aber nicht hell schillernd und auch keine Warnung abgebend.

Es war komisch, doch es fiel mir schwer, das Kreuz zu fassen. Ich umklammerte es mit den Fingern und hatte das Gefühl, etwas Schweres in die Höhe zu heben, als würde es mir gar nicht gehören.

Noch einmal wog ich es auf der Handfläche. Meine Freunde starrten es an, als würden sie es zum erstenmal sehen. »Habt ihr Angst davor, daß ich die Masse damit vernichten könnte?«

»Es muß ja wohl so sein, wenn es sich um eine Vampirgestalt handelt«, sagte Bill.

»Seit wann hast du Mitleid?«

»Noch nie gehabt.«

»Tatsächlich?«

»Das hier ist etwas anderes. John, ich weiß es nicht genau, aber ich habe das Gefühl, daß du dicht davor stehst, einen großen Fehler zu begehen.«

»Ich nicht.«

»Dann tu es, verdammt!« Hätte nur noch gefehlt, daß Bill seine Faust auf den Schreibtisch geschlagen hätte. Eine derartige Reaktion hatte ich bei ihm selten erlebt.

Was hatte den Reporter dermaßen verändert? War es nur das Erkennen des Gesichts innerhalb der Masse gewesen. Das konnte ich mir nicht vorstellen. Es mußte noch etwas anderes eine Rolle spielen. Möglicherweise das alte Verhältnis zu Milena.

Suko verhielt sich neutral, wobei er Bill mit skeptisch wirkenden Blicken bedachte.

Ich zog die Urne zu mir heran, kippte sie abermals, wobei mich der Eindruck überkam, als wäre ihre Öffnung gleichzeitig ein Trichter, aus dem zahlreiche Geräusche hervordrangen.

Wieder vernahm ich das Brodeln und Köcheln. Dazwischen auch ein Ächzen und Stöhnen, fast wie bei Menschen, die unter einem starken Druck litten. In der Urne bewegte sich einiges, möglicherweise wurde etwas Neues geboren, und über meinen Rücken kroch ein kalter Schauer.

Auch ohne in die Urne hineinzuleuchten, sah ich die Bewegung innerhalb der Masse und ebenfalls die Augen, eingekreist von der Umrandung des Frauengesichts.

Das Kreuz schwebte mittlerweile dicht über der Öffnung. In den folgenden Sekunden mußte es zu einer Entscheidung kommen. Das geschah auch, nur anders, als ich es mir vorgestellt hatte.

Nicht das Kreuz reagierte, auch nicht das Gesicht in der Urne, ebensowenig die Masse, nein, ich vernahm in meinem Kopf plötzlich die telepathische Botschaft. Nur eine kurze Frage, die einschlug wie eine Kanonenkugel.

»Weshalb willst du mich töten?«

Ich erstarrte in der Bewegung. Alles in und an mir schien zu Eis geworden zu sein. Als ich Luft holte, spürte ich in der Lunge den Druck, als würde sie sich gegen eine Atmung sträuben.

Auch die Anwesenden hatten meine Veränderung bemerkt. Sie starrten mich an, noch stellte keiner von ihnen eine Frage, bis Suko sich schließlich überwand. »Was ist mit dir, John?«

Ich hörte ihn, erwachte wie aus einem Traum, schaut das Kreuz an, das sich nicht verändert hatte und danach über die Urne hinweg auf den mir gegenübersitzenden Inspektor. »Mir hat jemand eine Frage gestellt«, erklärte ich.

»Aber nicht wir.«

»Stimmt schon. Ich bekam Verbindung mit einer Toten…«
»Milena!« sagte Bill.
»Richtig – du auch?«
Er nickte. »Sogar vor dir, John. Deshalb habe ich auch etwas heftig reagiert.«
»Sie fragte mich, Bill, ob ich sie töten wollte? Wieso kann ich jemand töten, der schon tot ist?«
»War?« korrigierte Suko.
»Wie meinst du das?«
»Denk an dein Blut, John. Du hast drei Tropfen in den Staub der Urne fallen lassen und damit Kräften den Weg geebnet, die nur darauf warteten, erweckt zu werden.«
»Wer war Milena Mancow?« fragte ich.
Suko hob die Schultern. »Die Antwort mußt du dir selbst beantworten. Ich habe sie nicht gekannt. Jedenfalls muß sie kein normaler Mensch gewesen sein.«
»Das habe ich damals nicht feststellen können. Und du auch nicht Bill – oder?«
»Nein.«
Ich schaute wieder in die Urne. Dort unten bewegte sich das Gesicht in der blutig wirkenden Masse. Die Augen leuchteten noch stärker, als wollten sie mir eine Botschaft zuschicken. Ich nahm den Deckel und verschloß das Gefäß.
Bill schaute mich an und hatte dabei die Stirn gerunzelt. »Was soll das werden, wenn es fertig ist? Das Ende?«
»Nein, der Anfang.«
»Du willst weitermachen?«
»Natürlich. Milena Mancow ist tot, sie lebte trotzdem. Aus ihrer Asche ist durch mein Blut etwas entstanden, das ich als Fluch bezeichnen möchte. Es kann uns in Gefahr bringen, Bill. Und nicht allein uns, auch andere Menschen. Wir sind verpflichtet, den Spuren der Milena Mancow nachzugehen. Die fangen an oder enden in einem Ort in Wales.« Ich nickte dem Reporter zu. »Wir fahren hin, Bill…«

***

Bill und ich wollten die Strecke nicht auf einmal fahren. Wir hatten uns vorgenommen, einmal zu übernachten, um einen Tag später ausgeruht in Talley einzutreffen.
Die Koffer waren schnell gepackt. Sheila sagte auch nichts, sie wußte ja, daß es Augenblicke gab, wo sie ihren Mann nicht zurückhalten konnte. Sie wünschte uns nur viel Glück. Das gleiche hatten Suko und Glenda auch getan.
Wer von uns wußte etwas über einen Ort namens Talley? Keiner, aber die Karte hatte uns eine Information gegeben. In der Nähe des

Ortes befand sich ein altes Kloster, die Gegend war hügelig, ohne direkt bergig zu sein, sehr einsam, wobei die kleinen Flüsse auf der Karte aussahen wie schmale Adern.

Dennoch hatten wir auf eine gewisse Art und Weise Glück, denn der Motorway M4 führte von London aus in Richtung Westen, über Bristol, die Hafenstadt, weiter über Newport, Cardiff, dann nördlich bis nach Wales hinein, wo er kurz hinter Swansea endete.

Von dort aus mußten wir uns dann über schmalere Straßen bis zu unserem Ziel fahren.

In einem halben Tag war es trotzdem nicht zu schaffen, da wir erst am frühen Nachmittag losgefahren waren. Bill hatte darauf bestanden, den Porsche zu nehmen, weil er der Meinung war, schneller voranzukommen. In der Umgebung von London erwies sich das als Irrtum, weil die Schnellstraße verstopft war. Das gleiche passierte uns kurz vor Bristol, da aber war es bereits dunkel.

»Soll ich dich ablösen, wollen wir übernachten?« fragte ich, als wir uns in die lange Lichterkette der sich stauenden Fahrzeuge eingereiht hatte.

»Ich fahre schon weiter.«

»Wie kommt's?«

»Ich bin froh, wieder hinter dem Steuer sitzen zu können. Mit dem Porsche durch London zu kurven, ist kein Vergnügen. Den habe ich wenigstens mal ausfahren können.«

»Wie du willst.«

Es ging nur langsam voran. Ich warf wieder einen Blick zurück in den schmalen Notfond des Wagens. Dort stand die Urne so, daß sie nicht kippen konnte. Sie war mir suspekt. Ich hatte eigentlich erwartet, daß sich etwas tun würde, doch ihr Inhalt blieb ruhig. Wir vernahmen auch nicht mehr die Stimme in unserem Kopf. Milena Mancow schien es nicht mehr zu geben.

Bill hatte den Motor abgestellt, weil jetzt nichts mehr ging. Er schaute auf die Lichter von Bristol, die links von uns lagen. Dahinter schimmerte eine schwarze Fläche, der Bristol Channel, eine Meereszunge.

»Milena!« murmelte der Reporter, »meine Güte, was ist das für ein Weib gewesen?«

Ich mußte lachen. »Wie kommst du gerade jetzt darauf?«

»Ich hatte Zeit genug, nachzudenken, John. Mir lief die Zeit vor meinem geistigen Auge ab. Ich sah mich wieder als Studenten. Verdammt, irgendwie hat sie alle von uns verrückt gemacht, und du, John, hast auch keine Ausnahme gebildet.«

»Richtig.«

»Hast du denn mit ihr geschlafen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Damals hätte ich vor Wut heulen können, daß es nicht so gewesen ist. Wir waren doch alle scharf auf sie.«

»Kennt Sheila die Geschichte?«

»Bin ich verrückt? Nein, ich habe alles auf dich geschoben.« Bill grinste.

»Ja, ja, immer auf die kleinen Junggesellen.«

»So mußte das auch sein. Vom eigentlichen Grund unserer Fahrt habe ich ihr ebenfalls nur die Hälfte erzählt. Sie wäre bestimmt sauer oder eifersüchtig geworden.«

»Fahr weiter.«

Bill stellte den Motor an, als sich die Schlange vor uns in Bewegung setzte. Zunächst ging es im Schrittempo voran. Erst als einige Fahrer in Bristol abbogen, wurde es besser.

»Wo willst du übernachten, John?«

»Irgendwo an der Küste.« Das war nicht einfach dahingesagt, denn der Motorway führte tatsächlich, wenn er in Richtung Norden abbog, an der Küste entlang.

In dieser Gegend gab es mehrere größere Ortschaften. Die meisten Menschen lebten hier vom Fischfang und der Schiffsbauindustrie, die sich noch gehalten hatte.

Gegen zwanzig Uhr und kurz vor Bridgend bogen wir ab. Auf einem Hinweisschild leuchteten im Licht der Scheinwerfer der Schriftzug Porthcawl auf.

»Dorthin fahren wir!«

Bill hatte nichts dagegen.

Die Hektik des Motorways blieb hinter uns zurück. Eine gewisse Ruhe umgab uns. Wir befanden uns auf einem höheren Gelände, konnten, weil die Sicht sehr klar war, über die Klippen hinwegschauen und das dunkle Meer sehen, dessen Wogen mit den langen, weißen Schaumstreifen gegen die Küste anrollten.

Davor schimmerten die Lichter von Porthcawl. Es war ein typischer Küstenort mit einem kleinen Hafen, sauberen Holzhäusern, Straßen, die am Ufer entlangführten, und gemütlichen Fischerkneipen. Einige von ihnen boten auch Übernachtungsmöglichkeiten.

In der Hafengegend suchten wir uns ein Hotel. Es war ein kleiner Bau, wo sich Fachwerk und Holz abwechselten. Vor der Eingangstür entdeckte Bill zwei eingezeichnete Parktaschen.

»Ich frage erst mal nach.«

»Gut.«

Bill stieg aus, ich blieb im Wagen sitzen, öffnete aber die Tür und wunderte mich über die eisige Luft, die in den Porsche strömte. Es war bestimmt nicht kälter als in London, nur kam hier noch der Wind hinzu, der die Kälte brachte.

Bill war schnell wieder da. »Die haben noch etwas frei, John.«

»Wunderbar.« Ich stieg aus. Bill holte die beiden Koffer. Ich kümmerte mich um die Urne.

Zum Hotel gehörte eine Kneipe, ein Pub, in dem es nach gebratenem Fisch roch. Ich bekam sofort Hunger.

Die Tische waren teilweise gedeckt. Alles wirkte hell und sauber.

Es lag an dem Anstrich. Auch die Wirtin paßte in diese Umgebung.

Sie war groß und blond und hatte blaue Augen. Ich hätte sie mir gut als Wikingerfrau vorstellen können.

»Dann zeige ich Ihnen die Zimmer, bitte sehr.«

»Danke.«

Sie führte uns nach oben. Einzelzimmer hatte sie nicht anzubieten, wir entschieden uns, die eine Nacht in einem Doppelzimmer zu verbringen. Wenn wir duschen wollten, mußten wir auf den Gang, nur eine Tür weitergehen. Für eine Nacht war das zu ertragen.

»Möchten Sie etwas essen?« Die Wirtin fuhr durch ihr Haar, das sie glatt zurückgekämmt hatte.

»Sie haben Fisch, nicht?« lächelte ich.

»Ja, wir braten ihn gerade. Viele unserer Gäste essen ihn gern paniert und kalt.«

»Bereiten Sie zwei Portionen vor.«

»Gern. In einer Viertelstunde?«

»Alles klar.«

Ich war ans Fenster getreten und öffnete es. Das Bauschen des Meeres drang von nun an wie eine schwermütig klingende Melodie an unseren Ohren. Ein Gesang, an den sich die hier lebenden Menschen längst gewöhnt hatten, ihn kaum noch hörten, der für uns neu war.

»Wir könnten bei offenem Fenster schlafen«, sagte Bill. »Ich bin ein Fan vom Meeresrauschen.«

»Meinetwegen.«

Beide hatten wir Hunger. Am Waschbecken reinigten wir die Hände. Bill stand schon an der Tür, als ich mir die Urne unter den Arm klemmte. Mein Freund bekam große Augen. »Willst du die mitnehmen?«

»Klar. Oder denkst du, daß ich sie aus den Augen lasse? Wer weiß, was sich dort noch getan hat.«

Bill schloß die Tür von innen. »Laß uns nachschauen!«

Ich stellte die Urne auf einen kleinen Tisch und zog der Deckel in die Höhe.

Diesmal leuchtete Bill hinein, schielte über den Rand und schüttelte den Kopf.

»Was hast du?«

»John, das sieht aus wie schmieriger Teer. Alles schwarz und glänzend, auch ohne Augen. Ich weiß nicht, was damit geschehen ist, verdammt.«

Auch ich schaute hinein und mußte meinem Freund zustimmen. Diese Veränderung war nicht zu erklären.

»Du sagst nichts?«

Ich hob die Schultern. »Was soll ich erzählen? Es wieder mit dem Kreuz versuchen.«

»Nur nicht.«

»Dann nehmen wir es so hin.« Ich drückte den Deckel wieder auf die Urne und ließ Bill vorgehen.

Die Veränderung bereitete mir Sorgen. Was tat sich in der Urne? Schleppten wir eine magische Zeitbombe mit uns herum, die jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte? Bisher hatte sich nicht viel ereignet. Nur wurde ich den Eindruck nicht los, daß sich da einfach etwas tun mußte.

Die Wirtin hatte für uns gedeckt. Einige Fischer saßen ebenfalls an den Tischen. Die Frau wurde Anna gerufen. Ihren Mann sahen wir nicht. Ein junges Mädchen bediente noch. Es wirkte seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Wir bekamen unseren Bratfisch. Dazu gab es eine Schüssel mit frischem Salat, über den noch rosafarbene Krabben gestreut waren.

Der Fisch war köstlich, selbst die Panade schmeckte hervorragend, der Salat ebenfalls. Der trockene Wein, den wir dazu tranken, war spitze.

Die Waliser sind sehr still, oft eigenbrötlerische Menschen. Das merkten wir auch hier. In eine Unterhaltung mit einbezogen wurden wir nicht. Man blieb unter sich und sprach auch nur miteinander.

Ab und zu streiften neugierige Blicke die auf einem freien Stuhl zwischen uns stehende Vase. Selbst die Wirtin wunderte sich.

»Ist sie wertvoll?«

»Ja«, sagte Bill. »Sehr sogar.«

»Aha.«

Der Reporter lächelte die Frau an. »Wir werden sie nach Wales bringen, wo sie auch gefunden wurde.«

»Ist sie keltisch?«

»Ja. Wir sind Archäologen. Man hat sie uns nach London zur Untersuchung gebracht.«

Die Wirtin beugte sich vor. »Darf ich sie mal anfassen?«

»Bitte.«

Ich sagte gar nichts. Bill trieb es mal wieder auf die Spitze. Er konnte es einfach nicht lassen.

Mit beiden Handflächen umfaßte die Frau die Vase, als sollte das Gefäß von ihr gestreichelt werden. Schon kurz nach der ersten Bewegung zuckten die Hände zurück. Sie wischte die Flächen hastig an ihrer Schürze ab und hob die Schultern.

»Haben Sie etwas?« fragte Bill.

»Eigentlich nicht.« Die Frau war plötzlich verlegen. »Ich bin kein Fachmann, aber ich habe das Gefühl gehabt, als würde in der Vase etwas kochen. Die Außenhaut ist sogar warm.«

»Das liegt am Material«, sagte Bill schnell.

»Wenn Sie das sagen…« Die Wirtin lächelte uns scheu zu und ging zu den anderen Gästen.

»Tut sich da etwas?« fragte Bill.

»Ich glaube, wir sollten gehen.«

»Okay.«

Ich trank noch mein Glas leer. Das Essen sollte auf unsere Rechnung gesetzt werden.

»Den Weg finden Sie ja allein, oder?«

»Selbstverständlich.«

Ich ging vor und trug die Urne unter dem Arm. Die Wirtin hatte sich nicht getäuscht. Das Material war wärmer geworden. Ich beeilte mich, auf das Zimmer zu kommen.

Als Bill die Tür schloß, hatte ich bereits den Deckel abgenommen.

Ja, es brodelte, es kochte, und zum erstenmal sahen wir den dunklen Rauch, der durch das Urnen-Innere zog.

Er besaß eine ungewöhnliche Farbe. Zwar dunkel, schon mehr zum Schwarzen hin tendierend, aber gleichzeitig mit dunkelroten Schlieren durchzogen. Das klumpige Gesicht hatte dieselbe Farbe gehabt.

»Was tut sich da?« flüsterte Bill. Selbst das Licht meiner Leuchte gab uns nicht mehr Klarheit, weil der Rauch einfach zu dick im Innern umherquoll.

»Ich weiß es nicht.«

Bill dachte schon weiter. »Schätze, daß es eine lange Nacht für uns beide werden wird.«

»Den Schlafanzug kannst du eingepackt lassen.« Ich setzte den Deckel wieder auf die Öffnung. »Bill, wir werden abwechselnd schlafen und Wache halten.«

»Okay, wer fängt an?«

»Du.«

»Der Schlaf vor Mitternacht ist wohl der beste, wie?«

»Wir können es auch umgekehrt machen?«

»Nein, nein, ich werde dich um kurz vor oder nach Mitternacht wecken. Falls du schlafen kannst.«

»Mal sehen.«

Ich wusch noch mein Gesicht und legte anschließend nur die Jacke ab. Auch die Schuhe zog ich aus, ansonsten fand ich meinen Platz angezogen auf dem Bett.

Bill Conolly hatte die Urne auf einen kleinen Tisch gestellt. Er selbst hatte es sich im Sessel bequem gemacht und nur die Stehlampe mit dem gebogenen Schirm aus Pergament eingeschaltet. Das Licht fiel

wie aus einem Trichter nach unten und überdeckte die Urne mit seinem warmgelben Schein. Bill blieb dabei im Schatten. Er saß so, daß er dabei zum Fenster schauen konnte.

»Schlaf nur nicht ein«, meldete ich mich vom Bett her.

»Im Gegensatz zu dir. Ich wünsche dir übrigens noch ein paar schöne Träume.«

»Danke. Von wem soll ich träumen?«

Er schob das Gesicht vor, so daß ich sein Grinsen sehen konnte.

»Von Milena natürlich.«

»Die Zeiten sind vorbei.«

»Oder fangen wieder an.«

»Das will ich nicht hoffen, Alter.«

Bill lachte. »Mit einer Toten zu flirten, ist mal was ganz anderes. Findest du nicht auch?«

Ich gab schon keine Antwort mehr, denn ich gehörte zu den Menschen, die auf der Stelle und fast übergangslos einschlafen konnten.

Das war auch jetzt der Fall. Die Umgebung verschwamm vor meinen Augen. Bill löste sich in einen Schatten auf und war auf einmal völlig verschwunden. Auch das Licht sah ich nicht mehr, die Dunkelheit hüllte alles ein.

Dennoch wurde es kein tiefer Schlaf. Dazu steckte eine zu große Unruhe in mir. Mich plagten zwar keine Träume, aber ich merkte im Unterbewußtsein, daß ich mir vorkam wie ein Gefangener. Ich schreckte auch einige Male hoch, ohne jedoch richtig wach zu werden.

Wieder umfing mich die Ruhe des Schlafs. Ich sah plötzlich Bilder vor meinen Augen, die sich aus einer tiefen Dunkelheit hervorschälten. Finstere Gestalten, furchtbare Wesen, dazwischen ein lächelndes Jungmädchengesicht Milena.

Sie schaute mich an. Ihre Augen waren eine einzige Verlockung.

Der Mund, das Lächeln, dann tauchte sie zurück, wobei sie sich grazil und schmeichelnd bewegte. Fast tänzerisch, sehr sinnlich und lockend.

Ein anderer Mann erschien. Er schwebte heran. Sein Gesicht war maskenhaft starr.

Ich kannte die Person. Es war Bill Conolly, der sich bei seiner ungewöhnlichen Reise drehte und auf Milena starrte, die ihn mit ausgestreckten Armen lockte.

Bill schwebte zu ihr.

Er ließ sich von ihr anfassen und streicheln, machte selbst mit, wühlte in ihrem Haar, preßte sich gegen sie und drückte die Frau nach hinten.

Es waren wilde, schon eindeutige Bewegungen, die beide vorführten. Milena gab sich ihm hin. Sie sank zurück und Bill mit ihr. Beide verschwanden in einer aufsteigenden, grauroten Wolke, als hätten

Blutstreifen den Nebel durchzogen.
Zuletzt erschienen wieder die beiden Schreckensgestalten, die ihre Mäuler aufrissen und lachten. Es war ein Lachen, das ich nicht hörte, ich konnte es nur sehen oder ahnen.
Noch einmal sah ich Milena. Auch sie lachte, ohne daß ich es hörte. Ihr Gesicht erschien wie in einer Großaufnahme vor meinem Blick. Die Augen funkelten. Das Mädchen sah nun völlig anders aus als zuvor. Eine Klaviatur an Gefühlen strömte mir entgegen.
Haß, Triumph, Wildheit und Verlockung. Das ewig Weibliche, verheiratet mit dem Schrecken. Eine unheilige Allianz, die Angst in meine Träume hineinstieß.
Milena zog sich zurück. Ihre Gestalt nahm an Größe ab. Kleiner und kleiner wurde sie. Der Hintergrund schien sie regelrecht aufsaugen zu wollen, dann war sie verschwunden und kam auch nicht mehr wieder.
Ich schreckte hoch.
Es war ein plötzliches Erwachen, als hätte mir jemand den Befehl dazu gegeben. Diesmal fielen mir die Augen nicht wieder zu. Ich starrte gegen die Decke, über die sich ein heller Schein hinzog, den die Stehlampe abgab.
Meine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit diesen ungewöhnlichen Traum, so daß ich mir über meine eigentliche Lage keine Gedanken machte. Ich wußte nicht einmal, wo ich mich befand.
Mein Gehirn war leer und gleichzeitig voll.
Nur allmählich fand ich den Weg in die Wirklichkeit zurück. Ich rollte mich auf die Seite, atmete einige Male stöhnend durch und spürte auch, daß sich Schweiß auf meiner Haut gebildet hatte. Noch lag ich wie tot auf dem Bett, ein Gefangener ohne Fesseln. Ich bekam einfach nicht den Dreh, mich vom Bett zu wälzen und aufzustehen.
Die Glieder steckten voller Blei, im Mund spürte ich den rauhen Geschmack, als hätte ich zuvor irgendeinen billigen Gin getrunken.
Das war kein normaler Schlaf gewesen, auch keine normalen Träume, und im Raum herrschte eine Temperatur, die man als überhitzt ansehen konnte. Die Luft kam mir zum Schneiden dick vor. Sie war kaum zu atmen, eher zu trinken.
Verdammt, du mußt aufstehen, die Wache übernehmen und…
Zum erstenmal fiel mir wieder ein, weshalb ich mich überhaupt hingelegt hatte. Ich hatte bis Mitternacht schlafen sollen, um Bill Conolly bei der Wache abzulösen.
Wir wollten die Urne bewachen, wir…
Ich richtete mich auf, drehte mich, so daß ich in den Raum hineinblicken konnte.
Er war leer.
Das heißt, die Möbel standen noch an ihrem Fleck, ich hockte auf dem Bett, aber mein Freund Bill Conolly war verschwunden…

***

»Bill?« Ich rief seinen Namen halblaut, nur bekam ich keine Antwort. Es war mehr eine Reaktion der Verlegenheit gewesen. Dann schaute ich auf die Uhr.

Mitternacht war seit dreißig Minuten vorbei. Bill hatte mich nicht geweckt, er konnte mich auch nicht wecken, weil er das Zimmer verlassen hatte.

Ich stand auf. Mein Kopf schien angeschwollen zu sein. Er kam mir vor wie ein fremder Gegenstand. Ich preßte beide Hände gegen meine heißen Wangen und hatte das Gefühl, unter Fieber zu stehen.

Mit bleiernen Schritten bewegte ich mich auf das Fenster zu, zog es auf und fror unter der mir entgegenströmenden kalten Nachtluft, die wie ein Eishauch gegen mein Gesicht blies. Vom Strand her vernahm ich das Rauschen der Wellen und das harte Schlagen der Brandung gegen den Fels. Gischt leuchtete fahl wie bleiches Mondlicht.

Der Himmel zeigte eine ungewöhnliche Klarheit mit einem Heer von Sternen. Ein wunderschönes Bild, wobei jeder einzelne Stern in der Kälte erstarrt zu sein schien.

Da ich fror, schloß ich das Fenster wieder. Die klare Luft hatte mir trotz allem gutgetan. Ich ging zum Waschbecken und schleuderte mir Wasser ins Gesicht.

Dann drehte ich mich um. Die Urne stand noch dort, wo wir sie abgestellt hatten. Ich sah sie, als ich mit dem Handtuch mein Gesicht abtupfte.

Wo steckt Bill?

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er den Raum verlassen hatte, ohne irgendeinen triftigen Grund. Besorgt war ich schon, dachte jedoch gleichzeitig daran, daß jeder mal zur Toilette gehen mußte. Als Bill nach zwei weiteren Minuten noch immer nicht erschienen war, beschloß ich, ihn zu suchen.

Auf dem Gang war er nicht. Wie ein dunkler Stollen kam er mir vor. Ein einsamer Lichtschalter leuchtete als grüner Stift. Ich kippte ihn herum, es wurde hell.

Vor der Toilettentür blieb ich stehen und klopfte. Keine Reaktion.

Dann öffnete ich die Tür und schaute in ein dunkles, menschenleeres Verlies.

Wo befand sich Bill? Allmählich vergrößerten sich meine Sorgen.

Ich sah noch in der kleinen Dusche nach und fand ihn dort ebenfalls nicht. War er vielleicht in die Gaststube gegangen?

Von der Küche her drang noch der Geruch des Bratfischs in meine Nase. Die Notbeleuchtung war mir eine gute Orientierungshilfe.

In der Gaststube fand ich keinen Menschen, hörte dann Schritte, und in der offenstehenden Tür hinter der Theke erschien eine schmale Frauengestalt. Es war die Tochter des Hauses. Sie trug einen gelben

Bademantel und hielt ein langes Fischmesser in der Hand.
»Keine Sorge, ich bin es nur.«
»Ja, das sehe ich. Was wollen Sie hier?«
»Ich suche meinen Freund.«
Sie verzog das Gesicht. »Hier?«
»Ja, er ist verschwunden. Ich wurde wach und fand ihn nicht mehr im Zimmer. Haben Sie ihn gesehen? Ist er Ihnen begegnet?«
»Nein, nicht.« Sie ließ das Messer sinken. »Ich habe noch nicht geschlafen, hörte aber Schritte. Von Ihrem Freund sah ich nichts.«
»Gibt es einen Hinterausgang?«
»Klar.«
»Dann wird er vielleicht dort verschwunden sein.«
»Möglich. Nur wundere ich mich darüber, daß jemand bei dieser Kälte freiwillig das Haus verläßt.« Sie lächelte plötzlich. »Es sei denn, dahinter steckt eine Frau.«
»Wir kennen in dieser Gegend niemanden. Wir haben nur übernachtet. Morgen müssen wir weiter nach Talley.«
»Den Ort kenne ich.«
»Und?« Ich hatte mich über den Klang ihrer Stimme gewundert.
»Ist da etwas Besonderes mit?«
»Ja und nein. Vielleicht spinne ich auch. Für mich ist er einfach zu düster. Da kann man sich nicht wohl fühlen. Ich war zweimal dort und habe da nie Sonne gesehen. Nur Nebel und Düsternis. Die Berge umgeben ihn, für mich ist Talley nichts.«
»Was wohnen dort für Menschen?«
»Waliser.«
Ich lachte. »Klar, sie sind eine besondere Sorte.«
»Die in Talley können Fremden gegenüber noch feindlicher eingestellt sein. Eigentlich wohnt dort alles, wissen Sie? Auch Fremde, Ausländer, meine ich.«
»Tschechen?«
»Richtig, Mister, Sie scheinen Bescheid zu wissen.«
»Ein wenig«, erwiderte ich. »Sie kennen nicht zufällig einen von diesen Ausländern?«
»Nein, überhaupt nicht. Ich weiß fast nichts über Talley und auch nicht über Ihren Freund.« Ihre Stimme hatte hart und abweisend geklungen. Sie wollte nichts mehr sehen und das Gespräch beenden.
Ich schaute das junge Mädchen noch einmal an. »Wie heißen Sie eigentlich?«
»Lorna Leyn.«
»Danke. Ich wünsche Ihnen noch eine gute Nacht, Lorna.«
»Kann sein.« Ich ging wieder zurück auf das Zimmer. Es kam mir ungewöhnlich leer und klar vor. Mein Blick suchte jede Ecke ab, doch zu entdecken war nichts.

Nur die verfluchte Urne stand noch immer auf dem gleichen Platz.

Ich nahm sie an mich und öffnete den Deckel. Wieder strahlte ich mit der Lampe hinein.

Ich sah die Masse, die mir dunkel und erstarrt vorkam. In ihr schwammen die beiden hellen Augen. Das Gesicht zeichnete sich undeutlich ab, als wäre es dabei, allmählich zu verschwinden. Von meinem Freund Bill Conolly war nichts zu sehen.

Das Klopfen an der Tür ließ mich zusammenschrecken. Ich drückte den Deckel wieder auf die Urne und fragte mit leiser Stimme: »Ja, wer ist da?«

»Ich bin es noch einmal – Lorna.«

»Kommen Sie herein.«

Sie öffnete die Tür vorsichtig. Auch jetzt trug sie ihren Bademantel. Die wärmenden Stoffschuhe an ihren Füßen wirkten irgendwie plump. Ihr Gesicht war schmal, das Haar rahmte es glatt ein. Ebenso blaß wirkten ihre Augen.

»Wissen Sie etwas über meinen Freund?«

Lorna hob die Schultern. »Nein, eigentlich nicht.«

Ich ging einen Schritt auf sie zu. »Was meinen Sie mit eigentlich? Wissen Sie etwas oder wissen Sie nichts?«

Sie hob die Schultern. »Wissen Sie, Mister, ich möchte Ihnen raten, nicht nach Talley zu fahren.«

»Danke. Gibt es dafür einen Grund?«

»Ja.«

»Und der wäre?«

»Es spricht sich vieles herum. Vielleicht ist das meiste auch nur ein Gerücht. Aber in Talley und seiner Umgebung sollte es nicht geheuer sein, Mister.«

»Das hörte ich ja bereits. Wissen Sie Näheres?«

»Nein, nein«, antwortete sie schnell.

»Aber ich habe Ihrem Freund das gleiche geraten.«

Ich starrte sie an. »Dann müssen Sie ihn gesehen haben.«

»So ist es auch.«

»Und wo?«

Der Klang meiner Stimme hatte sie zusammenzucken lassen. Ich war aggressiv gewesen, auch ich bin nur ein Mensch. Die Vorgänge der letzten halben Stunde hatten an meinen Nerven gezerrt.

»Bitte«, sagte sie leise. »Sie dürfen mir nicht die Schuld geben, aber ich habe Ihren Freund vor dem Haus gesehen. Er hat das Haus verlassen. Vielleicht ist er zum Wasser gegangen…«

»Wann war das?«

»Kurz nach Mitternacht. Ich räumte noch in der Gaststube auf. Da ging er.«

»Was sagte er?«

»Er hat mir berichtet, daß er sich nicht wohl fühlt. Etwas muß geschehen sein. Er war sehr blaß.«

»Und er ist tatsächlich zum Kai gegangen?«

»Soviel ich erkennen konnte, schon.«

»Danke.« Ich drückte mich an ihr vorbei. Lornas Gesicht roch nach frischer Seife.

Lorna blieb oben, während ich die Treppe hinabeilte. In der Gaststube holte sie mich trotzdem ein. Sie hielt den Türschlüssel in der Hand. »Warten Sie, ich schließe Ihnen auf.«

Ich nickte nur. Meine Sorgen um Bill waren gewachsen. Was konnte ihn nur dazu veranlaßt haben, das Haus ohne Nachricht für mich zu verlassen? Es mußte etwas geschehen sein, was mit Milena Mancow zusammenhing.

»Kennen Sie den Weg zum Wasser, Mister?«

»Ich werde ihn schon finden.«

»Gut – viel Glück.«

Ich brauchte nicht allzuweit zu gehen. Die Kaistraße bildete praktisch eine Grenze des kleinen Hafens, in dem mehrere Schiffe lagen.

Sie bewegten sich träge auf den Wellen. Ihre Mastspitzen tanzten im Rhythmus des anlaufenden Wassers.

Einsam und kalt war es. Meine Schritte hallten auf dem buckligen Kopfsteinpflaster. Wenn Bill sich hier draußen aufhielt, dann mußte ich ihn doch sehen können, denn sonst befand sich kein Mensch mehr im Freien.

Der Fischerort schien in der Kälte erstarrt zu sein. Auch mir blies der Wind gegen das Gesicht. Er war sehr scharf und trieb mir die Tränen in die Augen.

Ich entfernte mich immer weiter vom Gasthaus und erreichte eine Region, wo auch die Häuser weniger wurden. Dafür standen langgestreckte Schuppen in verschiedenen Winkeln zueinander. An einigen von ihnen hingen Fischernetze.

Auf einem Poller sah ich die einsame Gestalt gebückt sitzen. Aus der Distanz gesehen wirkte der Mann wie eine Statue des Bildhauers Ernst Barlach. Es war zwar dunkel, dennoch wußte ich, daß es sich bei der einsam dasitzenden Gestalt nur um Bill Conolly handeln konnte.

Er konnte auf das Wasser schauen, die Schuppen befanden sich in seinem Rücken. Kein Geräusch störte ihn. Er mußte meine Schritte hören, trotzdem drehte er sich nicht um.

Ich blieb in seinem Rücken stehen und wartete ab. Er tat noch immer nichts, bis ich ihn ansprach. »Bill, was ist denn in dich gefahren, alter Junge?«

Da drehte er sich, sehr langsam und träge, als würde ihn diese Bewegung ungeheure Überwindung kosten. Auf irgendeine Weise

bekam ich plötzlich Furcht vor dieser Begegnung. Ich konnte keinen Grund sagen, ihn jedoch sehen und fühlte mich bestätigt. Bill Conolly sah so bleich im Gesicht aus wie eine Leiche!

***

Ich hatte Mühe, mein Erschrecken nicht zu deutlich zu zeigen. Es hätte ihn möglicherweise irritiert. Nur das Zucken der Mundwinkel verriet ihm, was ich fühlte.

Bill schaute mich nicht an. Sein Blick war zu Boden gerichtet. Er hatte seine gefütterte Jacke übergestreift. Die Kälte traf ihn nicht allzu hart.

Auf dem Poller befand sich noch genügend Platz. »Darf ich mich neben dich setzen?«

»Bitte.«

Ich wunderte mich über die tonlos klingende Stimme. Mein Freund hatte sich stark verändert, er war längst nicht mehr der Bill, den ich kannte. Irgend etwas mußte ihn geschockt haben. Ein Erlebnis, ein schlimmer Vorgang, der noch nachwirkte. »Ich habe dich gesucht, Bill.«

»Das kann ich mir denken.«

»Weshalb bist du gegangen?« Müde hob er die Schultern. »Weshalb, John?« flüsterte er. »Ich konnte nicht mehr bleiben. Hast du es nicht bemerkt?«

»Was sollte ich bemerkt haben?« Jetzt drehte er den Kopf. Die Augen lagen tiefer in den Höhlen als sonst. Dazu fiel die unnatürliche Blässe der Haut auf. Nervös bewegte er seine Augenlider. »Das Grauen, John. Es war furchtbar. Ich hielt Wache, da überkam es mich. Es lag an der Urne, an ihr, an Milena. Ich habe Bilder gesehen, furchtbare Szenen. Ich sah sie, und jemand lag vor ihren Füßen. Sie schwebte über einem Steinaltar. Hinter ihr leuchtete groß und bleich der Mond. Fledermäuse mit Menschenköpfen durchzogen die Luft. Die Angst war greifbar…«

»Und sie, Bill, was tat sie?«

Bill sprach seine Antwort in die Leere der Nacht. »Sie stand da nur. Ihre Arme hatte sie gereckt. Sie war sehr schön, eine wunderschöne Bestie. Ich sah auch ihre Hände. Die Finger fielen mir auf. Lang und spitz wie Krallen. Zuerst dachte ich, daß sie auf dem Rücken einen Umhang tragen würde. Das stimmte nicht. Es war die ledrige Haut einer Riesenfledermaus. Auch hielt sie den Mund so weit offen, daß ich ihre Zähne sehen konnte. Zwei wuchsen lang und spitz hervor. Sie ist eine Vampirin, John. Ich hatte das Gefühl, als wäre mit ihrem Erscheinen ein neues Kapitel in der Geschichte der Blutsauger aufgeschlagen worden. Ein Bild, das mich persönlich abgestoßen hat. Und nicht allein das. Ich bekam eine furchtbare Angst davor. Es traf

mich wie ein Tiefschlag, hart und brutal. Das Grauen schockte mich. Ich merkte plötzlich, wie chancenlos ich war und spürte ihren Geist im Zimmer. Da konnte ich nicht anders. Ich mußte einfach weg. Flüchten – verstehst du?«

»Du hättest mich wecken können, Bill!«

»Sicher. Daran habe ich leider nicht gedacht. Ich habe selten derart große Angst gehabt, wie in diesen schrecklich langen Augenblicken. Ich bin geflohen.«

»Geht es dir jetzt besser?«

Bill stieß den Atem aus. »Etwas«, gab er zu. »Es geht mir etwas besser, aber mehr auch nicht.«

»Hast du eine Erklärung?«

»Ich weiß nicht, John. Es war die Urne. Sie ist das Zentrum. Von ihr ging der Schrecken aus.«

»Und du konntest ihm nicht widerstehen?«

»So ist es.« Bill lachte leise. »Eigentlich ist sie eine schöne Frau gewesen. Einen herrlichen Körper hatte sie, aber sie verbreitete eine Furcht, der ich nichts entgegensetzen konnte. Als ich sie derart deutlich vor meinem geistigen Auge sah, da wurde mir das Zimmer zu eng. Ich mußte einfach raus, weil ich das Gefühl hatte, mein Blut würde anfangen zu kochen. Ich konnte nicht bleiben.«

»Eine Lösung ist es auch nicht.«

»Das stimmt leider. Ich habe es als eine Warnung aufgefaßt.«

»Eine Warnung? Für was?«

»Ich will aussteigen.«

Das irritierte mich. »Moment mal. Aussteigen? Was heißt das denn genau?«

»Nicht mehr weitermachen. John, ich habe dir gesagt, daß ein neues Kapitel in der Vampir-Geschichte aufgeschlagen worden ist. Ich weiß nicht, was in dieser verdammten Stadt namens Talley geschieht. Ich weiß nur, daß ich nicht hinfahren werde. Und du solltest mir folgen. Wirklich, es ist besser für uns.«

»Kneifen also?«

»Nenn es, wie du willst, John. Dieser Wachtraum hat mich hart getroffen. Vielleicht bin ich durch ihn zu einem anderen Menschen geworden. Du kennst mich sehr lange, John. Fast eine Ewigkeit, so ist es mir vorgekommen.«

»Stimmt. Deshalb wundere ich mich auch über dein Verhalten.«

»Nicht mehr. Talley ist die Hölle. Ich habe Familie, an die ich denken muß. Ich kann dich auch anders unterstützen, John. Wenn du nach Talley fahren willst, bleibe ich hier. Du kannst Suko holen, meinetwegen auch Jane. Sie ist ja wieder in Ordnung und wird auf einen Einsatz brennen, aber laß mich zunächst aus dem Spiel.«

Nach Bills Worten war ich wie vor den Kopf geschlagen. So kannte

ich meinen Freund nicht. Gemeinsam hatten wir schon den Teufel am Schwanz gekitzelt, hatten Horrorabenteuer erlebt, über die man nur den Kopf schütteln konnte. Plötzlich kam Bill Conolly an und wollte nicht mehr. Da mußte etwas anderes dahinterstecken.

Er saß neben mir. Gebeugt, den Kopf nach vorn gedrückt, so starrte er auf das Pflaster. Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter und schüttelte ihn leicht durch. »Bill, ich kann dich irgendwie verstehen. Ich akzeptiere es auch, was du mir gesagt hast, aber ich habe einfach das Gefühl, daß es noch etwas gibt, das dich davon abhält, nach Talley zu fahren.«

»Dieser Ort ist verflucht!«

»Hat dir Milena das gesagt?«

»Ja und nein. Ich habe es gespürt. Da lauert das Böse. Das alte kalte Grauen, eingepackt in ein neues Gewand. Vampire, die sich entwickelt haben, und die ein Geist beherrscht, Milena Mancow. Wir sind daran nicht unschuldig, daß es überhaupt soweit gekommen ist.«

»Wie meinst du das denn?«

»Man hat uns die Urne geschickt.«

»Das weiß ich.«

»Es war dein Blut, John, das in die Asche gefallen ist. Das Blut eines Menschen und die Asche des Vampirs. Muß ich dir noch erklären, was diese Mischung bedeutet?«

»Nicht genau.«

»Du hast mit deinem Blut dafür gesorgt, daß die neue Seite aufgeschlagen werden konnte.«

Ich hob die Schultern. »Ganz so dramatisch sehe ich das nicht, Bill. Aber ich akzeptiere deine Meinung. Nur werde ich den Eindruck nicht los, daß noch etwas Gravierendes geschehen ist. Allein dieser schlimme Traum kann dich nicht so verändert haben.«

Bill hob die Schultern.

Ich zog ihn so weit herum, daß ich ihm ins Gesicht schauen konnte. Mein Blick brannte in seinen Augen. »Los, alter Junge!« flüsterte ich. »Sag mir die volle Wahrheit.«

»Du kennst sie.« Er schlug den Blick nieder.

»Die volle, Bill!«

Seine Hände bewegten sich unruhig. Er stand plötzlich wie unter Strom. Reden konnte er kaum, er mußte sich erst die Kehle freiräuspern. Mit einer verlegen wirkenden Geste wischte er über seine Augen, in denen es feucht funkelte.

»Was ist noch geschehen, Bill?«

»Johnny!« hauchte er. »Ich sah plötzlich sein Gesicht. Ich sah den Jungen, ich sah Milena, und sie schwebte wie ein Schatten über ihm, als wollte sie ihn zu sich holen. Das ist es, was mich so fertig gemacht hat. Verstehst du mich nun?«

Ich schwieg. Ja, ich konnte ihn verstehen. Ich wußte, wie sehr Bill an seinem einzigen Sohn hing. Unsere Feinde hatten des öfteren versucht, uns über Johnny zu treffen. Bisher hatten wir die Gefahren abwenden können, nur war es immer schwieriger geworden, weil die dämonische Seite mit allen Tricks arbeitete. Wenn Bill seinen Sohn tatsächlich zusammen mit Milena in seinen Träumen gesehen hatte, war das schlimm.

»Ja«, sagte ich leise. »Du kannst bleiben, Bill. Du kannst zurück nach London fahren und…«

»Nein, ich verlängere meinen Aufenthalt hier. Ich werde aber Suko und Jane anrufen. Sie sollen herkommen. Sie können dich unterstützen. Ich… ich will Milena nicht mehr sehen. Das Kapitel ist abgeschlossen. Es war früher einmal. Da waren wir noch sehr jung, aber jetzt …«

»Okay, Junge, bevor du hier anfrierst, wollen wir lieber gehen.«

»Einverstanden.«

Mein Freund erhob sich mit Bewegungen, die einem Greis zugestanden hätten. Er hielt sich an meiner Seite. Während er ging, schwankte er leicht, als hätte er getrunken.

»Hast du auch Lorna Leyn gesehen?«

»Wer ist das?«

»Die Tochter der Wirtsleute.«

»Natürlich. Sie fragte mich noch, wo ich hinwollte. Ich gab ihr keine Antwort. Bevor ich hinauslief, riet auch sie mir, nicht nach Talley zu fahren. Daß dort etwas nicht mit rechten Dingen zugeht, muß sich bereits herumgesprochen haben.«

»Mehr will sie auch nicht sagen.«

»Vielleicht weiß sie nichts.«

»Kann auch sein.«

Wir hatten uns wieder der bewohnten Gegend genähert. Ich schaute auf die Uhr. Es war genau halb zwei, als wir die Gaststätte erreichten. Lorna hatte die Außenleuchte brennen lassen.

Das Mädchen wartete noch auf uns. Sie saß im Gastraum und rauchte eine Zigarette. »Da sind Sie ja«, sagte sie.

Wir nahmen ebenfalls Platz. »Mein Freund hat sich entschieden, noch bei Ihnen zu bleiben. Ist das möglich?«

Lorna schaute Bill an. »Stimmt es?«

»Ja.«

»Soweit ich informiert bin, hat sich hier nichts Großartiges getan. Es sind genügend Zimmer frei. Sie können bleiben, so lange Sie wollen.«

»Vielleicht zwei Tage.«

»Gut. Und Sie, Mr. Sinclair?«

Ich hatte das Gefühl, als würde sie meine Antwort mit großer Spannung erwarten. »Ich werde fahren«, sagte ich leise.

Erschrak sie? Ihre hellen Augenwimpern jedenfalls zitterten. Sie schaute zur Seite. »Sagen Sie aber nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

»Keine Sorge. Mir kommt es nur vor, als würden Sie mehr wissen, Miß Leyn.«

»Gerüchte«, flüsterte sie. »Nur Gerüchte. Wir leben hier auch nicht auf dem Mond, obgleich es für Fremde manchmal den Anschein hat. Es spricht sich einiges herum, verstehen Sie?«

»Das glaube ich Ihnen schon, Miß Leyn.«

»Wann willst du fahren, John?«

»Ich fühle mich an sich fit. Ich habe etwas geschlafen, die Strecke traue ich mir ohne weiteres noch zu.«

»Also jetzt?«

»Richtig.«

Bill holte den Wagenschlüssel aus seiner Hosentasche. »Hier, du kannst den Porsche nehmen.«

»Danke, darum wollte ich dich bitten.« Ich steckte den Schlüssel ein und stand auf. »Dann werde ich mal losdüsen. Rufst du Suko an?«

»Klar.«

»Er soll früh losfahren, dann schafft er es in einem Tag. Finden wird er mich in Talley.«

»Hoffentlich nicht als Leiche oder als Vampir«, flüsterte Bill.

Ich deutete auf meine Brust, wo unter der Kleidung das geweihte Silberkreuz hing. »Keine Sorge, mein Lieber, Unkraut vergeht nicht. Bisher haben sich Vampire an mir noch immer die Zähne ausgebissen.«

Lorna Leyn hatte die Worte gehört Sie starrte mich dabei so ungläubig an, daß ich lachen mußte. Eine weitere Erklärung gab ich ihr nicht. Mein Weg führte mich wieder in die erste Etage. Bill begleitete mich. Er schaut mir zu, wie ich meinen Koffer und die Urne an mich nahm.

Ich sah ihm seine Verlegenheit an. Er wollte etwas fragen, brachte es aber nicht heraus.

»Bill, was hast du?« Ich erleichterte ihm die Sache. »Dich bedrückt etwas. Sag es!«

»Nun ja, es ist wegen mir. Ich meine, ich habe mich nicht so benommen, wie es eigentlich hätte sein müssen. Bist du noch sauer auf mich? So hast du mich ja nicht gekannt.«

Ich lachte ihn an. »Nein, Bill, ich bin nicht sauer auf dich. Wie könnte ich das?«

»Weil ich dich hier im Stich lasse.«

»Unter Umständen hätte ich ähnlich gehandelt. Im Gegensatz zu mir hast du Familie, auf die du Rücksicht nehmen mußt. Außerdem wird Suko morgen zu mir stoßen. Halte du hier die Stellung. Alles andere werden wir schon schaukeln.«

»Ich freue mich, daß du so denkst.« Wohl war ihm bei den Worten nicht. Er ließ mich praktisch zum erstenmal im Stich, nur hatte ich meine Worte vorhin ehrlich gemeint. Ich war ihm nicht böse.

Mit einem letzten Rundblick überzeugte ich mich, daß ich nichts vergesse hatte und machte mich auf den Weg nach unten. Wieder begleitete mich der Reporter. Wir hatten kurz vor dem Ort noch einmal getankt. Um den Sprit brauchte ich mir keine Sorgen zu machen.

Mit einem kräftigen Händedruck verabschiedeten wir uns voneinander. »Paß nur auf, John!« flüsterte mein Freund. »Ich habe das Gefühl, als würde ich dich in den Tod fahren lassen.«

»So schlimm ist es nicht.«

Ich stieg ein. Wenig später röhrte der Motor des Porsche auf. Aus dem Auspuff stiegen weiße Wolken. Die Scheiben zeigten einen leichten Eisfilm. Langsam rollte ich aus dem Ort und sah Bill im Rückspiegel. Winkend schaute er mir nach…

***

Erst als die Heckleuchten des schnellen Flitzers verglüht waren, drehte sich der Reporter um und ging mit müde wirkenden Schritten auf das Gasthaus zu.

Lorna Leyn war noch nicht zu Bett gegangen. Sie befand sich in der Gaststube und hatte eine halbgefüllte Flasche mit Whisky aus dem Regal geholt. »Ich kann einen Schluck gebrauchen. Sie auch, Mr. Conolly?«

»Ja, gern.« Bill setzte sich.

Lorna kam zu ihm. Den Bademantel hatte sie nur locker geschlossen. Er klaffte bei jedem Schritt auf und ließ viel von ihren hübschen Beinen sehen.

Sie schenkte zweimal ein. »Cheers, Bill. So heißen Sie doch – oder?«

»Ja.«

»Ich bin Lorna.«

Sie strich mit dem Glasrand an ihrer Unterlippe entlang. »Es kommt nicht oft vor, daß uns Fremde besuchen«, erklärte sie leise.

»Für mich ist das jedesmal ein Stück der weiten Welt.«

»Das kann ich mir denken.«

»Deshalb freue ich mich, wenn ich mal einen Besucher habe.« Unter dem Tisch streckte sie die Beine aus. Ein Fuß berührte Bills Wade. Sie strich daran auf und ab. »Sie verstehen doch, Bill, nicht wahr?«

»Ja… natürlich«, erwiderte der Reporter gedehnt, um einen Moment später zu fragen. »Wie alt sind Sie eigentlich, Lorna?«

»Alt genug.«

»Für was?«

Sie lächelte Bill über das Glas hinweg an. »Können Sie sich das nicht

denken?«

Zwischen ihnen stand plötzlich eine unsichtbare, knisternde Wand. Eine Atmosphäre der Erotik, die der Reporter sehr wohl bemerkt hatte. »Wissen Sie, Lorna, ich bin nicht hergekommen, um mit einem jungen Mädchen ins Bett zu gehen. Ich habe andere Probleme.«

Sie ließ ihren Fuß an Bills Wade. »Das weiß ich.«

»Außerdem bin ich verheiratet und habe einen Sohn. Bitte, mit mir nicht!« Bill sagte dies nicht ohne Grund. Er müßte daran denken, wie es ihn vor kurzem erwischt hatte. In der Nähe von New Orleans, als ihm das Mädchen Evangeline begegnet war und dieses sich als kleine Mambo-Hexe entpuppte. Da hatte Bill fast den Kopf verloren. Sein Freund John Sinclair war es letztendlich gelungen, ihn da herauszuholen.

»Ich bin schon zwanzig.«

»Das hatte ich mir fast gedacht.«

»Und ich bin auch kein Kind mehr.«

»Das sehe ich.«

»Weshalb zögerst du dann?«

»Bitte, Lorna, es gibt genügend junge Männer hier im Ort, die Ihnen bestimmt nachstellen.«

»Klar. Aber die will ich nicht.«

»Bei mir ist es umgekehrt.« Bill trank sein Glas leer. Der Druck an seiner Wade löste sich. »Außerdem möchte ich jetzt schlafen, und zwar allein. Akzeptiert?«

Lorna schaute ihn an. Ihre etwas farblosen Augen wirkten im Licht der Lampe gelblich. Sie ließ sich Zeit mit der Antwort und schüttelte den Kopf. »Ich akzeptiere es, nicht, Bill. Was ich erreichen will, das erreiche ich auch. Man sagt den Walisern nicht grundlos nach, daß wir sehr dickköpfig sind.«

Der Reporter stand auf. »Ich bin es auch, Mädchen.« Er nickte ihr zu. »Setzen Sie den Whisky auf die Rechnung.«

»Der ging auf Kosten des Hauses.«

»Danke. Und gute Nacht.« Bill verließ den Raum. An der Treppe holte ihn der Ruf des Mädchens ein. »Und geben Sie acht, Bill, Milena ist überall.«

Conolly blieb stehen. Scharf drehte er sich um. »Was wollen Sie damit sagen, Lorna.«

»Nur so.« Sie lachte, erhob sich ebenfalls und verschwand durch eine andere Tür. Das Licht in der Gaststätte löschte sie.

Der Reporter stieg mit langsamen Schritten die Stufen der Treppe hoch. Er war nachdenklich geworden. Die Worte des jungen Mädchens hatten ihn aus der Bahn geworfen. Was hatte Lorna mit der letzten Bemerkung sagen wollen? Wußte sie mehr über Milena?

Hatte sie möglicherweise Kontakt zu dieser Blutfrau?

Er glaubte nicht daran, daß sie ihm auf seine Fragen antworten würde. Nur nahm er sich vor, auch hier die Augen gut aufzuhalten…

***

Ich drehte auf!

Der Porsche freute sich darüber. Sein Motor lief mit einem satten Sound. Der Motorway war um diese frühe Morgenstunde so gut wie leergefegt.

Der Motorway endete plötzlich inmitten der wilden Landschaft von Wales. Auf einer normalen Straße fuhr ich weiter. Sie trug die Nummer 483 und würde mich über Ammahford in Richtung Llandeilo führen. Von dort war es nicht mehr weit bis nach Talley.

Von der Gegend sah ich so gut wie nichts. Ich wußte nur, daß rechts von mir die Black Mountains lagen, die Schwarzen Berge.

Früher hatte man hier viel Kohle gefördert, jetzt lagen die meisten Zechen still. Wales war ein armes Land geworden, aber reich an Geschichten, Legenden und Sagen. Die Kelten hatten vor langer Zeit die Akzente gesetzt, und noch heute sprachen die meisten Waliser gälisch. Militante unter ihnen lehnten es sogar ab, sich in Englisch zu unterhalten.

Als ich Llandeilo erreichte, war es fast vier Uhr morgens. Eine Zeit, wo bei den meisten Menschen – auch bei mir – so etwas wie ein toter Punkt kam. Ich gähnte ebenfalls, konnte ihn jedoch überwinden, ließ die Scheibe herunter, damit kalte Nachtluft in den Wagen strömen konnte. Sie erfrischte mich und nahm mir die Müdigkeit aus den Augen.

Die Straße nach Talley war nicht einfach zu finden. In dem wie ausgestorben wirkenden Llandeilo fuhr ich zweimal im Kreis, bevor ich die Abzweigung sah.

Was dann folgte, dafür hätte ich keinen Porsche gebraucht. Die enge Strecke war eigentlich eine Aneinanderreihung von Querrillen und Schlaglöchern.

Kein Licht weit und breit. Ich hatte das Fernlicht eingeschaltet, das geisterhaft über die Fahrbahn floß und auch die Straßengräben rechts und links berührte.

Es riß die herbstlich kahlen Büsche aus der Finsternis. Das weiße Licht tauchte ein in die graue Farbe der Finsternis, und der Tunnel wollte nie mehr abreißen.

Mehr, als zehn Meilen konnte es bis Talley nicht mehr sein. Ich nahm mir vor, wenn ich den Ort erreicht hatte, den Wagen irgendwo abzustellen und ein Nickerchen zu machen.

Der Himmel zeigte nicht mehr die Klarheit des Tages. Lange Wolkenstreifen wehten über ihn hinweg. Sie sahen aus wie durchsichtige Decken, hinter denen der volle Mond ungewöhnlich

verschwommen aussah.

Das Spiel der dünnen Wolken sah gewaltig aus. Durch das Mondlicht bekamen sie einen gelben Schleier, und weiter im Norden schienen sie sich zusammenzuballen.

Die Straße führte in die Einsamkeit. Glücklicherweise war sie nicht zu kurvig. Ich konnte hin und wieder aufdrehen, blieb jedoch meist im Tempolimit.

Mit Gegenverkehr brauchte ich nicht zu rechnen, und ich rechnete auch nicht damit, in dieser nächtlichen Einsamkeit einen Menschen zu treffen. Da allerdings erlag ich einem Irrtum.

Plötzlich sah ich die Gestalt.

Sie stand mitten auf der Straße, war bleich wie der Tod, winkte mit den Armen und schien in ihrem langen Mantel gerade von einem fremden Stern gekommen zu sein.

Natürlich dachte ich an eine Falle. Oft genug haben Anhalter Autofahrer auf diese Art und Weise zum Stoppen gebracht, damit versteckte Komplizen sie überfallen konnten.

Ausweichen konnte ich nicht, überfahren wollte ich den Mann ebenfalls nicht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als anzuhalten.

Dicht vor dem Unbekannten im langen Mantel brachte ich den flachen Renner zum Stillstand.

Ich machte nicht den Fehler und stieg aus, blieb erst einmal sitzen, schaute in Innen- und Rückspiegel, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken. In der grauen Dunkelheit bewegten sich nur mehr die Arme der Sträucher im leichten Wind.

Der Mann im blendenden Licht der Scheinwerfer atmete tief aus.

Vor seinen Lippen sah ich die weißen, dicken Atemwolken. Er senkte den Kopf, drehte ihn, weil er nicht mehr geblendet werden wollte.

Dann kam er auf die rechte Tür zu. Er blieb davor stehen und bückte sich. Ich sah sein Gesicht hinter der Scheibe.

Ein graudunkler Stoppelbart bedeckte die Wangen. Dazwischen sah ich den Mund, darüber die Knollennase, die dunklen Augen mit den dichten grauen Brauen, auch die breite Stirn und das graue, nach hinten wehende Haar.

Dieser Mann war ein Mensch, dem ich irgendwie vertraute. Es war ein Gefühl, mehr nicht.

Ich drehte mich um.

Der ältere Mann lächelte. »Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, Mister, wirklich.«

»Haben Sie Probleme?«

»Sicher.«

»Womit?«

»Es geht um meinen Wagen. Er liegt einige hundert Yards von hier im Graben. Achsenbruch.«

Ich überlegte. »Bis Talley ist es nicht weit – oder?«
»Nein, Mister.«
»Weshalb sind Sie nicht in den Ort gegangen?«
Sein Gesichtsausdruck verdüsterte sich. »Möchten Sie nach Talley fahren?« fragte er leise.
»Das hatte ich vor.«
»Ich würde es Ihnen nicht raten, Mister. Um Himmels willen, fahren Sie nicht dorthin.«
»Wehalb nicht?«
»Sie wissen nicht Bescheid?«
»Nein.«
Er richtete sich auf und schaute nach Norden. Dann glitt sein Blick in die Höhe, als wolle er prüfen, ob der Mond noch immer am Himmel stand. »Fahren Sie nicht nach Talley. Nehmen Sie mich mit und kommen Sie zu uns.«
Ich mußte lachen. »Das ist eine seltsame Einladung, Mister…«
»Ich heiße Grealy.«
»Mein Name ist John Sinclair.«
»Also gut, Mr. Sinclair. Sehen Sie mal nach vorn und auch in die Höhe. Dort steht der Mond am Himmel.«
»Das ist gut zu erkennen.«
»Wissen Sie auch, was das bedeutet, wenn der volle Mond scheint?«
»Dann haben wir Vollmond.«
»Witzig, aber darüber kann ich nicht lachen. Es ist ein Vampirwetter, Mr. Sinclair.«
»Das habe ich mal gelesen.«
»Wie schön für Sie. Aber hier können Sie es erleben. Es gibt hier Vampire.«
»In Talley?«
»Ja und nein. Der Ort ist verlassen. Die Männer sind weg. Sie werden dort nur noch Frauen finden. Aber was erzähle ich Ihnen, Sie glauben mir doch nicht. Fahren Sie, Mr. Sinclair, und fahren Sie in Ihr Unglück hinein. Es ist Ihr Leben, das Sie wegwerfen.« Er wollte sich abwenden, mein Ruf hielt ihn auf.
»Kommen Sie schon Mr. Grealy.«
»Danke.« Er ging um den Wagen herum. Ich hatte ihm schon die Tür geöffnet. Als er einstieg, drückte er seinen langen Mantel zurück. An der rechten Seite trug er eine Waffe. Sie war sehr groß, wirkte kompakt, und ich wunderte mich lautstark.
»Laufen die Männer hier mehr mit abgesägten Schrotflinten herum?«
Er klopfte auf den Schaft. »Dieser doppelläufige Bruder kann mir das Leben retten.«
»Sie erwähnten vorhin Vampire. Ich wußte bisher nicht, daß sie mit Schrot getötet werden können.«

Er hämmerte die Tür zu. »Da haben Sie recht, Mr. Sinclair.« Er zog seine Lederhandschuhe aus und verstaute sie in den Taschen des Wollmantels. »Aber Schrot ist nicht gleich Schrot. Es gibt normalen Schrot, in den hier habe ich noch etwas geweihtes Silber hineingemengt. Körner aus geweihtem Silber, wenn Sie verstehen, Sir.«

»Mittlerweile ja.«

Er nickte. »Das ist gut.« Im Profil sah er aus wie eine lustige Comicfigur. Vielleicht lag es an der Knollennase. »Fahren Sie, Mr. Sinclair. Aber nicht zu schnell, sonst verpassen wir meinen Wagen.«

»Weshalb wollen Sie ihn mir zeigen?«

»Damit Sie mir glauben.«

»Ihr Bier.« Ich startete. Das Fernlicht ließ ich eingeschaltet. Es huschte über die schmale Fahrbahn wie ein blasses, sehr breites Tuch. Auch der Porsche rollte als Gespenst durch die einsame Gegend.

Grealy blieb nicht ruhig sitzen. Er drehte sich des öfteren und schaute aus verschiedenen Blickwinkeln zum Himmel.

»Suchen Sie was?« fragt ich.

»In der Tat. Ich schaue in den Himmel, denn von dort kommen Sie meist, Sie wissen, wen ich meine.«

»Vampire?«

»So ist es.«

»Erscheinen Sie als Fledermäuse?«

»Ja, Sir!« erwiderte er hart. »Wenigstens besitzen Sie den Körper von Fledermäusen. Zwischen den Flügeln allerdings werden sie menschliche Gesichter sehen. Männergesichter. Es sind die Männer aus Talley, die er erwischt hat.«

»Wer hat sie erwischt?«

»Eine Frau.«

»Ist sie ein Vampir?«

»Natürlich. Sie heißt Milena. Sie hatte den Keim in sich und ihn verbreitet.«

»Haben Sie sich schon an die Polizei gewandt?«

Grealy lachte laut. »An die Bullen? Was meinen Sie, was die uns erzählt hätten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann fragen Sie nicht weiter diese Dinge.« Mit dem Daumen zeigte er nach links. »Da, der Wagen.«

Grealy hatte mich nicht angelogen. Im linken Straßengraben lag tatsächlich ein alter Opel Caravan. Obwohl ich ihn noch nicht genauer untersucht hatte, sah er mir verdammt fahruntüchtig aus. Es mußte etwas mit der Vorderachse sein.

»Sie waren zu zweit. Der Angriff erfolgte aus der Luft und urplötzlich. Ich bin voll hineingerast.«

»Und? Haben Sie jemand erwischt?«

Mein Nebenmann schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich bin auch nicht dazu gekommen, die Flinte abzudrücken. Sind Sie schon mal in einen Graben gefahren?«

»Nein.«

»Das habe ich mir gedacht. Ich war völlig von der Rolle. Sie sind dann auch verschwunden.«

Ich hatte neben dem Graben gestoppt, wollte aussteigen, doch Grealy legte mir seine Hand auf den Unterarm. »Mr. Sinclair«, flüsterte er, »seien Sie nur vorsichtig. Nehmen Sie das, was ich Ihnen gesagt habe, nur nicht auf die leichte Schulter. Ich kenne Menschen, die haben mich ausgelacht. Jetzt sind sie Geschöpfe der Nacht.«

»Danke für den Rat.«

Gemeinsam verließen wir den Porsche. Grealy hatte seine Schrotflinte losgehakt. Er hielt den Schaft mit beiden Händen fest, stand neben dem Fahrzeug und schaute gegen den dunklen Himmel, wo der Mond sich als Scheibe abzeichnete, vor dem die Wolken trieben und sie durch den Schein einen etwas bläulichen Schimmer bekommen hatte.

Grealy nickte. »Ja, das ist für die Blutsauger das ideale Wetter. Der Mond scheint, es gibt genügend Verstecke für sie, aus denen sie zuschlagen können.«

»Ich sehe nichts.«

»Seien Sie froh, Mr. Sinclair. Seien Sie verdammt froh! Mehr sage ich nicht.«

Er stiefelte in den Graben. Ich ging hinter ihm her. Wir umrundeten den Wagen, traten hohes Unkraut platt und blieben an der linken Seite stehen, wo die Achse gebrochen sein mußte, denn genau dort hing der Caravan besonders weit über.

Grealy holte seine Taschenlampe hervor und leuchtete gegen den Reifen, der im schrägen Winkel zur Achse stand. »Glauben Sie mir nun, Sir?«

»Habe ich Ihnen jemals nicht geglaubt?«

»Es kam mir so vor.«

»Sie werden mir doch ein gesundes Mißtrauen zugestehen, nicht wahr?«

»Ja, das muß sein.«

»Gibt es Spuren?« fragte ich.

»Vom wem?«

»Den Vampiren.«

»Wenn es Spuren gäbe, wären sie verweht. Dann hätten sie mich erwischt.«

»Und wie soll es weitergehen?« erkundigte ich mich. »Wir können hier nicht stehenbleiben.«

Er deutete mit dem Zeigefinger auf mich. »Sie wollen nach Talley, nicht wahr?«

»Das sagte ich Ihnen.«

»Fahren Sie zu uns.«

Ich runzelte die Stirn. »Moment mal, was heißt hier zu uns?«

»Wir sind eine Gruppe von Männern, die allesamt aus Talley stammen und sich abgesetzt haben. Wir leben seit einiger Zeit woanders.«

»In einem Nachbarort.«

»Nein, auch nicht hinter den Mauern des verlassenen Klosters, dieser Brutstätte. Wir haben unseren Platz in einem Wohnwagen gefunden. Er steht nicht weit vom Ort entfernt. Es ist ein Wohnmobil. Nicht sehr bequem für fünf Leute, aber es läßt sich aushalten und ist besser, als zu ihren Opfern zu gehören.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wohnmobil?« Das hätte ich nicht gedacht. »Und Sie fühlen sich dort sicher?«

»Relativ. Bisher haben sich die Blutsauger gehütet, uns anzugreifen.«

»Wo waren Sie denn hin unterwegs?«

»Ich habe Proviant geholt. Die Vampire haben es da einfacher, die ernähren sich vom Blut der Menschen.« Er schaute zur Straße hinüber. »Viel Platz bietet Ihr Porsche ja nicht. Einiges können wir auf dem schmalen Rücksitz schon verstauen.«

»Meinetwegen.«

Grealy öffnete die Heckklappe. Die dort lagernden Kartons mit Lebensmitteln waren bei dem Unfall verrutscht und zu einer Seite hingekippt. Wir suchten Brot, Dauerwurst, Bier und Schnaps aus. Hinzu kam noch eine kleine, ziemlich schwere Kiste.

»Was ist darin?«

»Munition!« erklärte mir Grealy keuchend, der die Kiste trug.

»Schrot und geweihtes Silber gemischt. Patronen für die…« Plötzlich schwieg er und ließ die Kiste fallen.

»Was haben Sie?«

Er legte einen Finger auf die Lippen und duckte sich leicht. Wir standen zwischen den beiden Wagen am Rand der Straße. Ich hatte nichts bemerkt, doch Grealy sagte: »Ich glaube, sie kommen, Mister. Die verdammten Flugvampire.«

Ich zog meine Beretta.

Er lachte nur und hob die Schrotflinte an. »Was wollen Sie denn mit dieser Kanone?«

»Lassen Sie sich überraschen. Vielleicht bin ich nicht grundlos nach Talley unterwegs.«

»Ach so – ja…« dehnte er, fragte aber nicht weiter.

Die Stille wurde durch rauschende und klatschende Geräusche unterbrochen, als würde sich in der Luft etwas bewegen und

heransegeln. Noch konnte ich nichts erkennen. In der Richtung, wo Talley liegen mußte, sah ich den »Flieger«!

Es war eine pechschwarze gewaltige Fledermaus, die ihre Schwingen ausgebreitet hatte.

Zwischen ihnen, ziemlich genau in der Mitte, sah ich einen Kopf.

Dunkle Haare wehten im Wind, darunter schimmerte ein totenbleiches Gesicht, das von innen her zu leuchten schien, damit besonders die angsteinflößenden Vampirhauer zum Vorschein kamen.

»Das ist einer von ihnen!« schrie Grealy, konzentrierte sich auf den Blutsauger und sah den zweiten nicht, der von der anderen Seite her gegen seinen Rücken flog…

***

Bill Conolly hatte Lorna zwar eine gute Nacht gewünscht, er selbst aber konnte nicht schlafen. Nicht nach den Ereignissen der letzten Stunden, die ihn innerlich aufgewühlt hatten.

Der Traum war am schlimmsten gewesen. Über ihn dachte Bill intensiver nach. Weshalb hatte er so etwas geträumt? Konnte ihm jemand diesen Traum geschickt haben?

Daß es so etwas gab, daran zweifelte der Reporter nicht. Traumdämonen, die sich in die Psyche der Menschen hineinwürgten und ihnen Bilder des Schreckens vorgaukelten.

Sein Traum hatte ihm einen Schock gegeben, der tief saß und eine seelische Wunde hinterlassen hatte. Er hatte dieses furchtbare Wesen gesehen, das auf den Namen Milena hörte. Ein Mädchen, eine Kommilitonin, die er und John vor Jahren kennengelernt und längst wieder vergessen hatten. Urplötzlich aber spielte sie die erste Geige.

Sie wollte Blut. Sie hatten sich das Blut genommen. Viele Menschen mußten ihr bereits gefolgt sein in das Reich des Schatten, der Finsternis und Verdammnis. Welches Spiel trieb sie?

Bill fand keine Antwort. Ihn beschäftigte noch ein anderes Problem. Beim Weggehen hatte ihm Lorna erklärt, daß Milena überall sei. Das wiederum gab ihm zu denken.

Kannte das Mädchen die Blutsaugerin?

Ihren Worten nach zu urteilen, mußte das einfach so sein. Milena war überall – auch hier?

Allmählich kamen Bill Zweifel, ob er richtig gehandelt hatte. Wäre es nicht besser gewesen, mit John zu fahren? Möglicherweise befand er sich bereits im Netz dieser Blutfrau, ohne die einzelnen Fäden sehen zu können.

Er zog seine Pistole hervor. Es war eine Beretta, geladen mit Silberkugeln.

Bill verließ sich auf diese Waffe. Seine goldene Pistole, das Erbe vom Planeten der Magier, hatte er in London gelassen. Vielleicht hätte sie

ihm geholfen. Noch war es nicht zu spät. Er konnte Suko bitten, sie ihm mitzubringen.

Suko war gewissermaßen das Stichwort. Auch wenn die Zeit schon sehr fortgeschritten war, er wollte ihn trotzdem anrufen. Das Telefon funktionierte. Bill wählte und hörte wenig später die verschlafen klingende Stimme des Inspektors.

»Hör zu, Suko. Ich stecke hier in Porthcawl…«

»Wo?«

»Das ist ein kleines Kaff im äußersten Süden von Wales. John ist allein gefahren…«

»Weshalb?« Sukos Stimme klang plötzlich schneidend.

»Ich konnte einfach nicht mit.«

»Bist du verletzt?«

»Nein. Bitte, hör mir mal zu.« Bill sprach mehrere Minuten, ohne daß Suko ihn unterbrach. Als der Reporter seinen Bericht beendet hatte, war er in Schweiß gebadet.

»Das ist doch… das ist doch fast nicht wahr.«

»Doch, Suko, es stimmt. Du mußt kommen. John steht sonst auf verlorenem Posten. Wenn es dir nichts ausmacht, kannst du auch Jane Collins mitbringen. Sie ist ja wieder normal und brennt darauf, aktiv werden zu können.«

»Ja, ja, ich kann sie fragen.«

»Und fahrt noch vor dem Hellwerden weg.«

»Das versteht sich. Jetzt sag mir nur noch, wo ich dich finden kann.«

»Das Gasthaus in diesem Ort heißt Leyn's Inn. Es liegt direkt am Hafen. Du wirst es sehen.«

»Gut, dann warte. Ich werde meinem Flitzer schon die Sporen geben.«

»Und wie gesagt, Suko, wenn Jane…«

»Ich frage Sie, Bill. Halte die Ohren steif.«

»Ach so, noch etwas. Ich möchte gern die goldene Pistole haben. Sag Sheila, sie soll sie dir geben.«

»Ist es so schlimm?«

»Im Augenblick noch nicht. Es kann aber schlimm werden. Ich warte dann auf euch.«

Bill legte auf. Er war froh, den Anruf hinter sich gebracht zu haben. Dann stellte er den Apparat wieder weg, ging zum Fenster und öffnete es weit, um frische Luft hereinzulassen. Das Zimmer kam ihm plötzlich stickig vor. Fast wie eine Gefängniszelle, in der nur einmal am Tag gelüftet wurde.

Er schaute in den Himmel, wo Wolkenschichten träge an der Scheibe des Mondes vorbeizogen. Sie gaben ihm ein bläuliches Aussehen, bei dem allerdings das kalte Weiß überwog.

Der Reporter schaute ins Leere. In seinem Kopf rasten die Gedanken,

ohne daß sich allerdings etwas Genaues herauskristallisierte. Er wußte nur, daß der Druck sich immer mehr verstärkte.

Das Klopfen gegen die Tür schreckte ihn hoch. Es klang ziemlich fordernd. Bill drehte sich um. Er schloß das Fenster. Ohne daß er sein »Come in« gerufen hätte, wurde die Tür nach innen gedrückt, und eine schmale Gestalt schob sich in den Raum.

Es war Lorna!

Bill verdrehte die Augen. »Sie schon wieder«, sagte er. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es keinen Sinn hat, mich verführen zu wollen. Ich will es nicht.«

Lorna blieb stehen und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür.

Auch trug sie den Bademantel, hatte ihn aber enger um ihren Körper geschlossen. Sie schaute Bill nur an.

»Was ist?«

»Ich wollte fragen, wie es Ihnen geht, Bill?«

»Vorhin ging es mir gut, jetzt nicht mehr.«

»Aha, Sie haben telefoniert?«

»Auch das.«

Ich hörte es. »Meinen Sie denn wirklich, Sie könnten dadurch etwas erreichen?«

Der Reporter krauste die Stirn. »Moment mal, was soll das denn schon wieder heißen? Reden Sie nicht in Rätseln! Was und vor allen Dingen wieviel wissen Sie über gewisse Vorgänge.«

Lorna, das kleine Biest, lachte ihn an. »Jetzt bin ich plötzlich für Sie interessant geworden, nicht?«

»Ich streite es nicht ab.«

»Man sollte sich eben immer gut mit mir stellen.«

Bill verdrehte die Augen. »Also gut, Lorna, was wollen Sie von mir? Sagen Sie es oder gehen Sie weg.«

Lorna schaute sich suchend um. Sie hob die Schultern, gab aber keinen Kommentar ab.

»Es ist alles beim alten, Lorna. Nichts hat sich hier verändert. Tut mir leid.«

»Sie irren, Bill!« Lorna Leyn sagte es in einem Tonfall, als wüßte sie genau Bescheid.

»Tut mir leid, aber ich weiß nicht, wovon Sie reden.« Bill war echt überfragt.

Sie runzelte die Stirn. Ihr anschließendes Lächeln hatte etwas sphinxhaftes an sich. »Wenn ich mich hier so umschaue, dann habe ich den Eindruck, daß etwas fehlt.«

»Daß kein TV-Apparat hier steht, glaube ich auch nicht, daß mein Freund ihn mitgenommen hat.«

»Ich denke eher an ein Gefäß.«

Bill ging ein Kronleuchter auf. »Sprechen Sie etwa von der Urne,

Lorna?«
»Genau!«
Der Reporter starrte sie an. Sein Blick war plötzlich hart geworden.
Auf den Handflächen spürte er den Schweiß. Er mußte sich räuspern, bevor er die nächste Frage stellen konnte. »Was, Lorna, wissen Sie über die Urne?«
»Nicht viel.«
»Aber...«
»Einiges ist mir bekannt«, gab sie zu. »Ich kenne die Urne sehr gut. Oder glauben Sie etwa, Milena persönlich hätte Ihrem Freund das Gefäß zugeschickt? Es zur Post gebracht, es adressiert und...«
»Moment.« Bill streckte einen Arm vor und spreizte die rechte Hand. »Was haben Sie da gesagt?«
Lorna lachte. Es war ein Lachen, das dem Reporter überhaupt nicht gefiel, weil es hoch und schrill klang. Abrupt stoppte sie es plötzlich. »Kommen wir doch mal zur Sache, Bill. Milena hat Ihnen die Urne nicht geschickt, das kann sie gar nicht. Ich habe es getan.«
Der ausgestreckte Zeigefinger deutete auf ihre Brust. »Ich allein. Begreifen Sie nun, Bill?«
Der Reporter war wie vor den Kopf geschlagen und außerdem nicht fähig, etwas zu erwidern. Er mußte sich räuspern, zwinkerte mit den Augen, holte tief Luft und fragte: »Sie?«
»So ist es.«
»Aber wieso...«
»Stopp, Bill!« Plötzlich leuchteten ihre Augen. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Milena überall ist? Sie braucht nicht körperlich hier zu sein, aber ihr Geist breitete sich allmählich aus.« Sie spreizte die Arme vor ihren nächsten Worten. »Er ist wie ein Krake. Er kennt keine Grenze. Er wird uns bald alle beherrschen.«
»War sie hier?«
»Vielleicht war ich bei ihr.«
Bill schaute zu Boden. »Wenn Sie so gut Bescheid wissen, dann können Sie mir auch sagen, was es mit der Urne auf sich hat, vielmehr mit der Asche darin.«
»Es war ihre Asche.«
»Das kann ich mir denken. Und weiter?«
»Sie brauchte Blut.«
»Auch das hat sie bekommen.«
»Und sie mußte sichergehen, daß es das Blut eines Menschen war, dem sie vertrauen konnte.«
»Wieso konnte sie meinem Freund vertrauen?«
»Sie und er haben so reagiert, wie Milena es sich vorstellte. Sie sind sogar in dieses Gasthaus gekommen, Sie haben Ihren Geist gespürt, ihren Einfluß, der Ihnen die entsprechenden Träume schickte, die Sie

nie vergessen werden.«

»Da haben Sie recht«, hauchte Bill. »Diesen Traum werde ich niemals vergessen.«

Mit einer kokett anmutenden Kopfbewegung schleuderte Lorna ihr blondes Haar zurück. »Sie haben sicherlich schon davon gehört, daß es auch Wahrträume gibt, Bill.«

»Das ist mir bekannt.«

»Milena sorgt dafür, daß Träume wahr werden. Sie hat euch nicht vergessen. Sie und Ihren Freund, Sinclair. Sie sprach mit mir von Ihnen. Sie erschien mir.«

»Als Blutsaugerin?«

»Nein, aber ihr Geist besaß eine gewisse Freiheit, der es ihm erlaubte, Grenzen zu überwinden. Sie beherrscht Kräfte, von denen Sie nur träumen können, Bill.«

»Träumen ist gut.«

»Vielleicht auch erleben.«

Bill war es leid. Er wollte sich nicht länger von Lorna Leyn auf den Arm nehmen lassen. Gemächlichen Schrittes ging er auf sie zu. Er schaute dabei in ihr lächelndes Gesicht. Es zeigte zwar noch immer eine unnatürliche Blässe, doch in die Augen war ein völlig anderer Ausdruck getreten.

Sie blickten jetzt lauernd, gleichzeitig auch wissend. Nur achtete Bill nicht darauf.

Das war sein Fehler.

Beide Hände legte er um Lornas Schultern. Er faßte sie an, um sie durchzuschütteln. Sie tat auch nichts, um sich zu wehren. Nur zog sie die rechte Hand aus der Tasche. Noch war sie zur Faust geballt.

Blitzschnell öffnete sie die Faust. Zwischen Zeigefinger und Daumen schaute etwas Langes, Spitzes hervor.

Die Nadel einer Spritze.

Und sie drang dicht über Bills Bauchnabel in dessen Leib. Lorna, das Biest, drückte den Kolben noch nach innen und preßte die gelblichweiße Flüssigkeit hervor.

Bill hatte den Einstich gespürt. Er wollte dagegen ankämpfen, es war vergebens.

Das Zeug drang blitzartig in seinen Kreislauf und setzte den Reporter außer Gefecht.

Er torkelte zurück, kam bis zum Bett, gegen das er stieß, nach hinten kippte und auf die Liege fiel.

Regungslos blieb er liegen.

Lorna schaute auf ihn, nickte und sagte mit leiser Stimme:

»Manchmal können Träume auch zur Wahrheit werden…«

Dann lachte sie kreischend und riß das Fenster weit auf…

***

Grealy konzentrierte sich auf die Bestie, die uns von vorn anflog. An eine Rückendeckung dachte er nicht. Er stand da wie ein Westernheld auf der Main Street, leicht in den Knien eingeknickt, die Schrotflinte mit beiden Händen haltend, den Finger am Abzug.

Da der unheimliche Blutsauger sehr tief flog, etwas in Kopfhöhe über die Straße hinweg, brauchte er die Waffe kaum anzuwinkeln.

Er würde flach schießen können.

Der andere war schneller.

Ich stand günstig. Praktisch in Grealys Rücken, dabei etwas versetzt und mit der Beretta in der Rechten.

Ich schoß.

Die Kugel war genau gezielt. Das blaß leuchtende Gesicht der Fledermaus-Bestie konnte ich nicht verfehlen. Die geweihte Silberkugel platzte mitten hinein und zerstörte es.

Die Schwingen bewegten sich plötzlich arhythmisch. Ich sah noch, wie sie stürzte, vernahm einen schrillen Aufschrei und erlebte im nächsten Augenblick eine Explosion.

Grealy hatte gefeuert.

Fast schon eine mörderische Detonation. Aus dem rechten Rohr war eine handlange Feuerlanze gefaucht, gefolgt von der Ladung aus Schrot und geweihtem Silber.

Nicht nur den Kopf der blutgierigen Bestie erwischte Grealy, auch die Schwingen blieben bei dieser Streuwirkung nicht verschont. Das geweihte Silber riß sie auf, fetzte Teile aus den Schwingen, der Kopf war gar nicht mehr vorhanden. Feuer erfaßte die Stücke der Flügel, als sie zu Boden segelten und dort verbrannten.

Grealy ließ seine Schrotflinte sinken. Er drückte den Rücken durch, legte den Kopf in den Nacken und gab einen wilden Schrei von sich, der hinein in die tiefe Stille der Nacht stach.

»Geschafft!« brüllte er dann, ballte die rechte Hand zur Faust, hob den Arm an und wuchtete ihn nach unten. »Verdammt noch mal, wir haben es geschafft.«

»Natürlich.«

Auf meine trockene Antwort hin drehte er sich um. Er schaute mich an. Zunächst lauernd, dann etwas dümmlich, aber auch der Ausdruck wechselte, als sich das Begreifen in seine Augen stahl.

»Moment mal, Sir, Moment mal. Da waren zwei Schüsse, nicht wahr?«

»So ist es. Ich habe den ersten Blutsauger erledigt. Er wäre in Ihren Nacken gejagt.«

»Einfach so?«

»Ja.«

»Das meine ich nicht«, sagte er und lud seine Waffe nach. »Sie haben geschossen und ihn erwischt.«

»In der Stirn.«

Grealy räusperte sich, bevor er losstiefelte und dort stehenblieb, wo die Reste der Bestie liegen mußten. Sie lagen nicht mehr dort.

Das meiste jedenfalls nicht. Den Staub hatte der Wind längst mit sich genommen und irgendwo verteilt.

Ich wußte, was in seinem Kopf vorging und ließ ihn zunächst einmal in Ruhe. Dabei suchte ich den Himmel nach weiteren Bestien ab, konnte jedoch keine mehr entdecken.

Grealy schnaubte, als er sich umdrehte. »He, Sir, Lebensretter. Ich habe mit dir zu reden.«

»Tatsächlich?«

»Ja, verdammt!«

»Dann bitte.«

»Wo hast du deine Kanone?«

Ich zog sie hervor. »Eine Beretta, ein Modell aus Italiens bekanntester Waffenschmiede.«

Er nickte, starrte die Pistole an, hütete sich aber davor, sie zu berühren. »Hast du was, Grealy?«

»Ja…«, dehnte er und schaute auf seinen Schießprügel. »Damit hast du eine Bestie gekillt?«

»Klar.«

Auf der Straße verbrannten die letzten Flügelreste. Das Feuer erlosch und damit auch der Widerschein, der bisher auf unseren Gesichtern gelegen hatte. »Dann muß sie etwas Besonderes sein.«

»Nicht die Waffe, der Inhalt.«

»Was heißt das?«

»Es gibt noch andere Menschen außer dir, die sich auf geweihte Silberkugeln verlassen.«

Grealy starrte mich an, schob die Unterlippe vor und blies den Atem in die eigenen Nasenlöcher. »Interessant«, murmelte er, »sehr interessant. Kann ich Partner sagen?«

»In diesem Fall ja.«

Er reichte mir die Hand und lachte. »Weißt du, Sir, ich habe dich zuerst für einen Dämon oder etwas Ähnliches gehalten. Aber die Ansicht muß ich wohl revidieren.«

»Das glaube ich auch.«

»Dann ist dein Auftauchen nicht so rein zufällig, wie man eigentlich vermuten könnte.«

»Stimmt.«

»Und du kommst aus…?«

»London.«

»Ein verdammt weiter Weg. Hat sich der Horror schon bis in die Hauptstadt durchgesprochen?«

»Nicht direkt, aber ich habe so meine Beziehungen. Außerdem gehört

es zu meinem Job.« Ich setzte mich wieder in Bewegung, um auf den Porsche zuzugehen.
»Das Jagen von Vampiren?« fragte er.
»Unter anderem.« Ich blieb dort stehen, wo der zweite verbrannt war. Auf dem Asphalt klebten dunkle Flecken, gegen die ich mit dem Strahl meiner Lampe leuchtete.
Grealy trug Schuhe mit Nägeln an den Absätzen. Sie kratzten über den Boden, als er auf mich zukam. »Wie Öl, nicht?«
»Richtig.«
Er nickte. »Ich will ja nichts behaupten, aber ich meine, daß wir es bei diesen Blutsaugern mit einer neuen Generation von Vampiren zu tun haben.«
»Die nicht zu Staub zerfallen, wenn man sie killt, meinst du?«
»Richtig geraten.«
»Und Milena steht ihnen vor?«
»Auch richtig. Sie ist das Teufelsweib, dessen Asche man gestohlen hat. Die Urne mit der Asche ist aus den finsteren Gewölben des Klosters weggekommen. All die Jahre haben wir aufgepaßt…«
»Doch nicht lange genug.«
»Das stimmt. Milena ist kein Vampir aus dem letzten Jahrhundert. Sie ist modern.«
»Wann kam sie her?«
»Vor einigen Jahren. Sie ist ja keine Engländerin, sondern sie stammt aus der Tschechei. Sie ist übrigens nicht die einzige Person in Talley, die aus diesem Land kommt. Es gibt eine Reihe von Tschechen hier. Jetzt hat Milena sie geholt.«
»Und zu Vampiren gemacht?«
»Leider.«
»Was ist mit den anderen Männern im Ort?«
»Sie sind geflohen oder halten sich in den Kellern ihrer Häuser versteckt. Man hat auch davon gesprochen, daß sich einige im Bergwerk verbarrikadiert haben…«
»Das alles ist nicht bemerkt worden?«
Grealy lachte auf. »Wer kümmert sich schon um einen winzigen Ort in Wales. Die Regierung bestimmt nicht. Wie gesagt, einige Mutige hat es gegeben. Vier Freunde und ich. Mit dir sind wir zu sechst. Du könntest auch bei uns im Wohnwagen leben.«
»Ist das nicht etwas eng?«
»Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.«
»Für wie lange denn?«
»Bis der verfluchte Höllenspuk vorbei ist.«
Den Wohnwagen und seine vier Freunde wollte ich auf jeden Fall kennenlernen. Wenn das ein Widerstandsnest war, würde Milena versuchen, es auszuräuchern. So war der Wohnwagen praktisch eine

Falle für sie. Sie brauchte nur mehr zu kommen.
Hoffentlich war es auch so einfach.
»Was überlegst du noch, Sir? Laß uns fahren.«
»Weshalb nennst du mich immer Sir?«
»Das mache ich bei allen Engländern. Ist so eine Manie von mir, weißt du?«
»Die spöttisch gemeint ist?«
»Bei dir nicht mehr.« Grealy grinste. Es gefiel mir, daß er wenigstens ehrlich war. Mit der flachen Hand schlug er auf das Wagendach des Porsche. »Laß uns fahren, die Zeit der Vampire ist für heute vorbei. Im Hellen zeigen sie sich nicht.«
»Da könnten wir zuschlagen.«
»Wenn du sie findest.«
»Nicht im Kloster?«
»Da waren sie mal.« Er lächelte glatt. »Vielleicht fahren sie auch dorthin zurück. Aber immer findest du sie leider nicht an diesem Ort. Sie sind verdammt schlau, und dann gibt es da noch ein kleines Problem.«
»Welches denn?«
»Du kannst sie kaum von einem normalen Menschen unterscheiden. Eigentlich gar nicht. Es sei denn, sie verwandeln sich. Tagsüber laufen sie als Menschen herum. Sie müssen nur zusehen, daß sie sich vor der Sonne verbergen. Doch im Herbst…?« Er hob die Schultern. »Wann scheint da schon mal die Sonne?«
Er hatte recht. Ich stieg ein, startete und bekam leichtes Magendrücken.
So einfach wie vor wenigen Minuten würde es in der nächsten Zeit bestimmt nicht mehr werden…

***

Es war nicht der Odem der Liebe, der das Gewölbe durchzog, ein anderer Hauch wehte unsichtbar durch die Tiefen. Der des Todes, der Verwesung, des Moders und der Finsternis.
Er kauerte in den Winkeln und Ecken der alten Mauern ebenso, wie im Boden oder in der mit Staub, Dreck und Spinnweben beklebten Decke.
Prunkstück aber war sie. Die aus Staub, Blut und Fäulnis geborene Milena, die Vampirin.
Monster und Schönheit zugleich, Frau und Bestie, nackt und lockend, Sinnbild nur des einen.
Sie schien aus der Dunkelheit des Untergrundes hochzuwachsen.
Ein sehr schlanker, fast nackter Körper, dessen Blöße nur zwischen den Beinen von einem fetzenartigen Tuch bedeckt wurde. Ansonsten war der Körper nackt, wobei die Haut in einem hellen Pfirsichton

schimmerte.

Milenas Gesicht zeigte etwas Raubtierhaftes. Die hochstehenden Wangenknochen, die leicht schrägen Augen, fast schon ein asiatisches Bild, vielleicht die etwas zu breite Nase, darunter der Mund mit wohlgeformten, leuchtenden Lippen, die geöffnet waren, so daß weiße Zähne schimmern konnten, bei denen die Vampirhaut im Oberkiefer besonders auffielen.

Milena war nicht groß, doch mit der Fledermaus im Rücken wirkte sie gewaltig.

Schlank ragten die Arme in die Höhe. Die Finger mündeten in langen, sehr spitzen Nägeln, an denen die beiden Schlingen hingen, als wären sie mit diesen messerartigen Gegenständen verbunden.

Sie war schon ein besonderes Geschöpf der Finsternis, und sie wußte es auch.

Die Gier nach Macht, nach dem Blut anderer, steckte in ihr wie eine Blume, die sich immer weiter öffnet.

Von Stunde zu Stunde wurde es schlimmer. Die alten Zeiten waren vergangen, sie hatte es geschafft, wieder Kontakt mit den normalen Menschen aufzunehmen und ihre Klauen nach ihnen auszustrecken. Es hatte sich nichts geändert. Die Gier nach ihrem Körper war noch immer vorhanden. Reihenweise hatte sie sich die Männer in die Falle gelockt und sie aussaugen können.

Sie waren zu ihr in das Gewölbe gekommen. Sie hatten sie gesehen, fast nackt, und sie waren hingerissen gewesen.

Damals hatte sie sich noch nicht bewegen können, da war sie eine zu Stein erstarrte Figur gewesen, bei der sich allein der Mund bewegen konnte. Und dieser Mund hatte gelockt, die Lippen hatten gelächelt, die Kerle waren gekommen.

In ihre Arme hatten sie sich geworden und gierig die Lippen gesucht, ohne auf ihre Zähne zu achten.

Der Biß war eine zwangsläufige Folge davon. Hart hatten die Hauer in das straffe Fleisch des Halses hineingehackt. Mit jedem Tropfen Blut war mehr Kraft in sie hineingekommen. Ihre Opfer hatten sich verändert, sie waren zu Mischungen aus Fledermäusen und Menschen geworden, zu Geschöpfen der Nacht, die in der Finsternis lebten.

Etwas fehlte noch.

Die Asche…

Der ehemalige Rest von ihr. Erst wenn er ihr gebracht wurde, würde sie wieder so sein wie früher.

Ein Lächeln zuckte über ihre Lippen, als sie daran dachte. Sie hatte sich einen nahezu perfekten Boten ausgesucht. Sinclair – sie kannte ihn von früher her – war der Mann, auf den sie sich verlassen konnte. Aus dunklen Quellen wußte sie auch, wie er sich entwickelt hatte. Er war zu einem Feind der Schwarzblütler geworden, genau wie sein

Freund Bill Conolly. Aber mußte sie sich vor ihm fürchten?

Nein, nicht mit dieser bereits erreichten Macht und den Helfern im Hintergrund.

Sie würden kommen, die Falle stand weit offen, sie würden hineingehen und verderben.

Ihre Erinnerung reichte bis in die Zeit zurück, als sie beide Männer kennengelernt hatte. Sie hatte sie gelockt, war aber nicht mit ihnen ins Bett gegangen und hatte nur gespielt.

Und nun waren sie nicht einmal weit entfernt. Sie wußte es durch ihre Helferin. Auf telepathischem Weg konnte sie mit Lorna Leyn in Verbindung treten. Durch sie hatte sie erfahren, daß sich beide Freunde getrennt hatten.

Sinclair war unterwegs, Conolly in der kleinen Stadt geblieben. Er würde sich wundern. Sicherlich dachte er daran, sich in Sicherheit zu befinden.

Ein gewaltiger Irrtum…

Licht brauchte sie nicht. Sie war ein Geschöpf der Dunkelheit, sie haßte das Licht und besonders die Sonne. Tagsüber war es nie stockfinster in dem Gewölbe, denn durch einen in die Höhe laufenden, schmalen Schacht sickerte Helligkeit bis auf den Boden.

Ein fahler grauer Streifen, der auf seinem Weg nach unten einen Großteil der Kraft verlor. Auf dem steinigen Boden malten sich seine Reste als bleicher, farbloser Fleck ab, das selbst bei der starken Einstrahlung des Sonnenlichts.

Der Schacht war nötig, um ihren Helfern bei Anbruch des Tages einen raschen Eintritt in das Versteck oder die Verstecke zu gewähren. Das alles war von Milena genau ausgekundschaftet worden. Eigentlich hatte sie ein Glücksfall nach Wales vertrieben. Dieses Gebiet erinnerte sie an die Heimat ihrer Vorfahren. Die Tschechei im Herzen Europas.

Milena bewegte sich.

Es war zuerst nicht mehr als ein Zucken, das über ihren Körper rann, aber je mehr Minuten vergingen, um so besser konnte sie sich unter Kontrolle halten. War die Urne mit der Asche erst einmal hier, würde sie wieder so leben wie früher.

Den Kopf drückte sie schon nach vorn. Die Gestalt, die auf einem stufenförmigen Altar vor ihren Füßen lag, war mehr zu ahnen als zu sehen. Ein bis auf eine dünne Hose nackter Mann, der ebenfalls in ihren Bann geraten war.

Er hatte dunkles Haar. Wie eine Kappe wuchs es auf seinem Kopf.

Die Oberlippe zierte ein dünnes Bärtchen. Dieser Mann war Milenas Joker. Sie hatte ihn noch nicht zu einem der Nachtgeschöpfe gemacht, das würde noch kommen, vorerst benötigte sie ihn für andere Dinge.

Er lag zwar dort wie tot, aber er lebte trotzdem. Das wußte sie genau. »Steh auf!« zischte sie ihm zu.

Der Mann stöhnte. Es schien in einem Tief schlaf oder in einer Bewußtlosigkeit zu liegen. Die Stimme der Blutsaugerin war nicht bis in sein Hirn gedrungen.

»Hoch mit dir!« Es klang wie ein Zischen eines Tieres, wenn sie sprach.

Diesmal reagierte der Mann. Er rollte sich auf die Seite, schabte dabei über die Kanten, mußte sich einfach wehtun, doch falls er den Schmerz spürte, ignorierte er ihn.

Er kam auf die Knie.

Vor Milena hockte er wie ein Hund und schaute zu ihr auf.

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Es war nur die Farbe, die wechselte. Sie strahlte von innen in einem unheimlichen, sehr kalt wirkenden Weiß. Schwarze Augen sahen aus wie Kohlestücke, der Mund leuchtete rot, so daß sich die beiden Vampirhauer deutlich abmalen konnten.

Insgesamt strömte Milena eine furchtbare Grausamkeit aus, die den Mann allerdings nicht negativ beeinflußte. Er verfiel sogar in eine gewisse Demut, die Milena nickend zur Kenntnis nahm.

»Du weißt, was ich von dir will, mein Freund?«

»Ja, ich werde dir gehorchen.«

»Das will ich auch meinen, du wirst diesen Ort hier verlassen und dich auf den Weg zu einem bestimmten Ziel machen. Was du dort an dich nehmen sollst, habe ich dir gesagt, und ich hoffe, daß du es nicht vergessen hast. Wenn am nächsten Tag die Dunkelheit anbricht, möchte ich, daß du wieder hier bist.«

Der fast nackte Mann erhob und verbeugte sich.

Milena war zufrieden. »Dann nimm deine Kleider, ziehe sie an und geh!«

Er tat, wie geheißen. Nur konnte er nicht gehen, denn das Gewölbe besaß als Zugang nur den Schacht.

Er stellte sich angezogen darunter.

Und Milena, die »Noch-Gefangene« ließ ihn einen Teil ihrer gewaltigen Kräfte spüren.

Er schwebte in die Höhe, als würde er von einem Band durch den Schacht gezogen.

Milenas letzter Teil des Plans war in die entscheidende Phase gegangen…

***

Wir fuhren nicht bis nach Talley. Vielleicht eine halbe Meile vom Unfallwagen entfernt sagte Grealy: »Und jetzt, Partner links ab!«

Ich schaute in den Schein des Fernlichts. »Wo denn?«

»Da ist ein Weg!« Er lachte leise. »Du hättest dir einen anderen Wagen nehmen sollen. Am besten wäre ein Jeep gewesen. Mit so

einem Rennschlitten kannst du hier nichts reißen.«

Wie recht Grealy hatte, stellte ich wenig später fest, als wir über den Weg fuhren. Was heißt Weg, das war ein Pfad, mehr nicht. Er führte nicht nur über den unebenen Boden, sondern war auch von dichtem Buschwerk umrahmt. Zweige klatschten wie Hände gegen die Karosserie, der Porsche entwickelte sich zu einem schlingernden Schiff, das über harte Wellen tanzte. Es gab ein groteskes Bild ab, wie das fahle Licht der Scheinwerferlanzen die Umgebung aufriß und ständig neue Bilder aus der grauen Dunkelheit hervorzauberte.

Zerrbilder – bestehend aus Unterholz, hohem Gras, dornigem Buschwerk und den kahlen Zweigen kleiner Birken, die längst ihr Laub verloren hatten.

Ihre Stämme kamen mir vor wie bleiche Säulen, die einen langen Totenweg säumten.

Das war eine Gegend um sich zu verstecken. Grealy, der ebenso schaukelte wie ich, nur kein Lenkrad zu halten brauchte, gab mir den Rat, nicht zu weit vom kaum erkennbaren Pfad abzukommen.

»Weshalb nicht?« knirschte ich durch den halb geschlossenen Mund.

»Da stehen Dornenbüsche. Die fangen den Wagen auf wie Netze. Da mußt du schon mit einem Truck kommen.«

»Demnächst besorge ich mir einen.«

Er lachte. »Du hast Humor, Junge, das ist gut.« Er nickte vor sich hin. »Den brauchst du auch. Es wird nämlich verflucht hart. Die Blutsauger kennen kein Pardon. Sie haben sich verändert. Hast du nicht gesehen, wie sie verbrannten?«

»Sicher.«

»Die zerfallen nicht zu Staub.« Er klammerte sich am Haltegriff fest. »Ich kenne den Grund auch nicht genau, aber die müssen eine Wandlung erfahren haben.«

»Durch sie?«

»Klar, Milena hat sie unter Kontrolle.«

Mir brannte noch eine Frage auf den Lippen. Ich hatte sie schon früher stellen wollen. »Sag mal, Grealy, kanntest du die beiden Monstren eigentlich? Ich meine natürlich die Gesichter. Es müssen doch Männer aus eurem Ort gewesen sein.«

»Nicht direkt.«

Ich umfuhr einige Bäume. Der Porsche geriet dabei wieder ins Schlingern. »Was heißt das denn?«

»Ich habe dir doch gesagt, daß wir viele Asylanten damals aufgenommen haben, Tschechen, die ihre Heimat nach dem Prager Frühling verlassen mußten. Gute Menschen, die arbeiten wollten. Sie haben auch in unseren Bergwerken geschuftet, sind in den letzten Jahren integriert worden, aber dann hat die Vergangenheit sie eingeholt.«

»Durch Milena.«
»Leider. Sie kam nach Talley…«
»Allein?«
»Mit Gepäck, das war alles. Die hat sich auch nie über ihre Herkunft ausgelassen, die lag im dunkeln. Wir wußten nur, daß sie in der Nähe von Bratislava gewohnt hat, also nicht weit von der österreichischen Grenze entfernt. Da wir mit den Tschechen keine schlechte Erfahrungen gemacht hatten, nahmen wir sie auch auf.«
Ich dachte über die Worte nach. Grealy mußte recht gehabt haben.
Auch ich wußte von Milena eigentlich nichts. Ihren Hausnamen hatte ich noch behalten. Mancow hieß sie, mehr auch nicht. Wir hatten mit ihr geflirtet, okay, das hatte jeder getan, der in ihre Nähe kam, denn damals war sie aufgefallen. Sie besaß etwas Unwiderstehliches, das Männer anzog.
»Wie kommst du eigentlich hierher?« wollte Grealy wissen.
Ich verzog den Mund. »Es geht mir um Milena. Ich kannte sie von früher her.«
»Ach.«
»Ja, nur weiß ich nicht mehr als du. Das ist ja das Ungewöhnliche. Sie hat in London gelebt, wir haben zusammen studiert, das heißt, wir waren auf einer Universität. Mitten im Semester verschwand sie plötzlich. Es liegt einige Jahre zurück.«
»Und weshalb bist du zu uns gefahren?«
»Ganz einfach. Ich will sie besuchen.« Von der Asche erwähnte ich nichts. Ich wußte auch nicht, ob Grealy auf die im schmalen Fond stehende Urne geachtet hatte.
Er kniff ein Auge zu und drehte leicht den Kopf. »Soll ich dir das wirklich glauben?«
»Du kannst es auch lassen.«
»Dabei hast du die geweihten Silberkugeln mit dabei, wie ich sehen konnte. Sehr unwahrscheinlich.«
Ich winkte ab. »Hör zu, Grealy, vielleicht bin ich so etwas wie ein Vampirjäger.«
»Oder Polizist?«
»Auch möglich.« Ich wechselte das Thema und schaute gegen den vor uns schaukelnden Scheinwerferteppich. »Sag mal, wie lange müssen wir eigentlich noch fahren?«
»Es ist nicht mehr weit. Wir mußten uns nur einen günstigen Ort aussuchen. Wegen der Verteidigung, du verstehst?«
»Nach allen Seiten offen?«
»Genau. Es ist eine Lichtung, die trotzdem geschützt liegt.« Er deutete nach links. »Wenn du da aus dem Fenster schaust, siehst du einen dunklen Streifen. Das ist Wald. Wir brauchen ihn nur umfahren, dann sind wir endlich da.«

Das Umfahren war mit dem Porsche nicht einfach. Unter den Rädern befand sich zwar kein Sumpfgelände, aber der Boden war doch weicher geworden. Wie nach einem tiefen Regen. Die Reifen hatten Mühe, sich durchzuwühlen. Ich mußte gekonnt und dosiert gas geben, aber der Porsche schaffte es, sich immer wieder freizukämpfen, wenn er dabei auch schlingerte, was Grealy stets zu einem neuen Kopfschütteln veranlaßte. »Wie kann man nur mit dieser Karre ins Gelände ziehen.«

»Der Porsche gehört einem Freund.«

»Hast du keinen Wagen?«

»Doch, in der Werkstatt.«

Er sagte nichts mehr. Ich hatte mir den Weg gemerkt und umfuhr die Waldinsel. Rechts von uns mußte Talley liegen, von dem ich bisher nicht ein Hausdach gesehen hatte.

Der Untergrund war durch Spuren gezeichnet. Die Profile der Reifen hatten sich tief in den Humus und das Gras eingegraben, und der hellere Kasten auf der Lichtung war auch nicht zu übersehen.

Da stand das Wohnmobil. Vielleicht war es einmal hellweiß gestrichen worden, man hatte es jedoch farblich nachgedunkelt. Jetzt bedeckten die Tarnfarben Grün und Braun die Außenseiten.

»Du kannst anhalten, Sinclair. Den Rest gehen wir zu Fuß.«

Ich stoppte auch, hatte das Lenkrad noch gedreht, so daß die Scheinwerfer nicht direkt gegen das Wohnmobil leuchteten. Sie glitten seitlich daran vorbei.

Am Wagen selbst rührte sich nichts. »Die scheinen eingeschlafen zu sein«, bemerkte ich.

Grealy schüttelte den Kopf. »Das brauchst du nicht zu glauben, Sir. Die passen schon auf.«

»Wann schlaft ihr denn?«

Er öffnete die Tür. »Tagsüber, wenn möglich.«

»Ach ja.«

Ich ließ ihn vorgehen. An den Seitenfenstern des Wagens sah ich Bewegungen. Hinter den Scheiben mußte jemand stehen, der Tücher zur Seite geschoben hatte.

Das hatte auch Grealy erkannt. Er winkte gegen den Wagen. Seine Stimme klang ziemlich laut in der Stille. »Macht keinen Wirbel, ich bin es nur, und ich habe jemand mitgebracht.«

Am Fahrerhaus wurde die Tür aufgedrückt. Licht erhellte die Kabine. Eine Gestalt stand im hellen. Ich sah, daß sie ein Gewehr in der rechten Hand hielt. Die Mündung zeigte zu Boden. »Du kommst spät, Grealy, und mit einem anderen Wagen. Was ist passiert?«

»Meiner liegt im Graben.«

»Warst du betrunken?«

»Das wäre nicht tragisch gewesen, aber einige Blutsauger hatten es

auf mich abgesehen. Sie griffen an, ich mußte ausweichen, da ist es eben passiert.«

Der Mann in der Tür nickte. Soweit ich feststellen konnte, war er älter als Grealy. Vor seine Lippen dampfte der Atem. »Und wen hast du uns mitgebracht?«

»Einen Vampirkiller.« Grealy blieb vor der Tür stehen.

»Ach nein.«

»Doch.« Grealy nickte heftig. »Ich bin Zeuge gewesen, wie er einen Blutsauger abschoß. Wir haben Glück gehabt. Er wird unseren Trupp verstärken.«

Der Mann schaute mir entgegen. Er trug eine dicke Steppjacke.

Sein Gesicht war schmal und hart. Die Haare wuchsen ihm grau bis in den Nacken.

Sein Kinnbart sah aus wie blasses Gestrüpp.

»Wer bist du?«

»Ich heiße John Sinclair.«

»Du bist nicht von hier?«

»Nein, aus London.«

»Er will Milena an den Kragen«, sagte Grealy.

Der andere schüttelte den Kopf. »Das wollen viele, mein Junge, verdammt viele sogar. Aber selbst wir haben es nicht geschafft. Das kannst du dir abschminken. Setz dich in deinen Luxusflitzer und fahre wieder nach Hause. Wenn möglich, im Hellen.«

»Nun sie mal nicht so, Hank«, widersprach Grealy. »John ist in Ordnung, das kannst du mir glauben.«

»Was hast du mit ihr zu tun gehabt?«

»Ich kannte sie vor eurer Zeit.«

Hank starrte mich auffordernd an. »Da war sie wohl noch kein Vampir, wie?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls möchte ich mit ihr abrechnen. Das wird ja wohl in eurem Sinne sein.«

»Klar, wenn du sie findest und auch mit ihren Dienern aufräumst. Stell dir das nur nicht zu leicht vor.«

Grealy stand mir bei. »Einen hat er vernichtet. Er rettete mir das Leben.«

»Womit denn?«

»Silberkugeln.«

Hank nickte. »Du scheinst etwas Besonderes zu sein. Okay, Mister, du kannst kommen.«

Nicht nur durch Silberkugeln konnten Vampire vernichtet werden, auch der gute alte, vorn zugespitzte Eichenpflock tat noch immer seine Pflicht. Der stand mir leider nicht zur Verfügung, auch nicht die Eichenbolzen verschießende Druckluftpistole. Sie lag leider zu Hause.

Hank gab den Weg frei. »Du kannst eintreten.«

»Er war mal so etwas wie unser Bürgermeister«, flüsterte Grealy mir ins Ohr. »Der ist nicht so ruppig, wie er sich gibt. Aber die Zeiten haben uns mißtrauisch werden lassen.«

»Zu recht.«

»Danke.«

Das Führerhaus war schmal. Da die seitliche Mitteltür geschlossen war, gingen wir durch das Führerhaus in das Innere des Wohnwagens. Es war mir schon zuvor der Geruch aufgefallen, über den ich mich etwas gewundert hatte.

Nun wußte ich, was da so gerochen hatte: Knoblauch. Sie hatten die Stauden in dem Fahrzeug verteilt. Die meisten hingen wie krumme Würste von der Decke, andere wiederum hatten ihre Plätze an den Wänden gefunden. Eine gute Absicherung gegen Vampire.

Das Wohnmobil war im Innern umgebaut worden. Die Schlafpritschen standen übereinander. Störende Möbel hatten die Männer entfernt. Wer sich setzen wollte, nahm auf den Pritschen platz.

Hank kannte ich schon. Beim Eintreten in den Wagen sah ich auch seine drei Mitstreiter. Sie waren jünger als er. Zwei nicht viel älter als zwanzig.

Einer sah aus wie Tom Jones. Ein wilder, kräftiger Kerl mit pechschwarzen Lockenhaaren und dunklen Augen. Er trug eine Lederjacke. In seinem Gürtel steckten mehrere Eichenpflöcke. Dazwischen sah ich den Griff eines Messers. Er hieß auch noch Tom und nickte mir zu, während sein Blick nicht von mir weichen wollte.

Neben ihm stand jemand, der sein Bruder war, obwohl sein Haar fahlblond war. Auf seiner Stirn klebte ein dickes Pflaster. Um die Schultern hatte er sich einen grauen Mantel gehängt. Seine Füße steckten in langen Lederstiefeln.

Er hieß Wayne und nickte mir kurz zu, als Grealy und Hank mich vorstellten.

Blieb der letzte aus der Gruppe. Ein auf den ersten Blick müde wirkender Mann, schon älter, mit einem schütteren Haarkranz, den ich sah, als er seinen verbeulten Hut abnahm. Er hatte ein rundes Gesicht, in dem der breite, halbmondförmige Mund auffiel, der mich angrinste, als er mir zunickte. »Ich heiße Cockney«, sagte er.

»Okay.«

Hank, der wohl das Kommando führte, deutete auf eine Pritsche.

»Du kannst dich setzen, Sinclair.«

»Danke.«

Neben Cockney fand ich meinen Platz. Grealy hatte die Tür geschlossen und fragte: »Habt ihr wenigstens Tee gekocht?«

»Ja.« Tom holte den beiden eine Tasse.

Der junge Mann erhob sich. Er bedachte mich mit einem kalten Blick,

als er an mir vorbeiging. Die kleine Küche befand sich am Ende des Wohnmobils. Ich hörte, wie Tom mit Blechgeschirr hantierte, dann plätscherte Tee in die Becher.

Irgendwie fühlte ich mich unwohl zwischen den Männern. War es Feindschaft, die sie mir entgegenbrachten? Ich konnte es nicht sagen, jedenfalls herrschte eine sehr gespannte Atmosphäre, in der ich mir vorkam wie ein Eindringling.

Sie schauten mich an.

Nicht gleichgültig, wie ich es akzeptiert hätte. Ihre Blicke waren mehr lauernd, als wollten sie mich genau überprüfen.

»Hier, hol dir deinen Tee, Grealy.«

Tom reichte dem Ankommenden die Tasse.

Der nahm sie nickend entgegen und schlürfte die Brühe. »Ah, das tut gut.«

Ich saß und schaute zu Tom hoch. Er stand einen Schritt von mir entfernt. Eine Tasse hielt er noch in der Hand. Seine Pupillen glitzerten, als würde dort Eis tauen.

Dieser Kerl hatte irgend etwas vor, das sagte mir mein Gefühl. Ich wollte ihn schon fragen, als er handelte.

Es ging alles blitzschnell, dennoch kam es mir vor wie im Zeitlupentempo.

Er kippte die Blechtasse nach rechts und gab ihr gleichzeitig den nötigen Schwung.

Das heiße Zeug schwappte auf mein Gesicht zu. Den Kopf bekam ich nicht mehr schnell genug zur Seite. Die dampfende Flüssigkeit traf meine Haut, die Augen schloß ich noch, dann brühte der Schmerz über meine Wangen. »Du Schwein«, keuchte Tom und schlug zu…

***

Der Hieb erwischte mich irgendwo zwischen Kinn und Ohr. Ich sah nicht nur Sterne, ich kippte auch zurück, schlug mit dem Hinterkopf gegen die Innenwand des Wohnmobils, wollte die Beine anziehen, doch Tom war schneller. Mit seinem gesamten Gewicht warf er sich auf mich und nagelte mich auf der Pritsche fest, die – o Wunder – nicht zusammenbrach. Seine Hände umklammerten meinen Hals, drückten zu. Ich bekam keine Luft, während gleichzeitig die Schmerzwellen durch meinen Kopf rasten, weil ich den ersten Treffer noch nicht verdaut hatte.

»Dir werde ich es zeigen!« keuchte Tom. »Du verdammtes Schwein, du mieser, dreckiger Verräter!«

Er hob meinen Kopf an und schlug ihn einige Male gegen die Wand, bis Grealy eingriff und ihn zurückzog.

»Das mache ich«, zudem hörte ich seine Stimme, denn sehen konnte ich es nicht, weil ein Schleier vor meinen Augen lag und sich zu einem

Nebelstreif verdichtet hatte. Jemand stahl mir noch die Beretta, erst dann ließ man mich in Ruhe. Ich wußte nicht, was mehr an meinem Kopf schmerzte. Die hintere Seite oder die, wo mich der Hieb zuerst erwischt hatte. Jedenfalls war das Kinn angeschwollen.

Auch der Hals, wo mich die Finger umklammert hatten, tat weh, und die Haut im Gesicht brannte durch den heißen Tee. Zum Glück war er nicht kochend gewesen.

Ich hörte sie reden. Manchmal flüsternd, dann auch wieder lauter, aber Worte oder Satzfetzen verstand ich nicht. Ihr Reden ging unter in einem Gemurmel.

Ich atmete laut und keuchend, wischte über mein Gesicht, weil mir Nässe in die Augen gedrungen war. Jemand kam auf mich zu, ich hörte seine Schritte.

Dann spürte ich dicht unter meinem Hals einen Druck auf der Brust, den ich kannte. Der Druck blieb und verschwand auch nicht, als ich die Augen öffnete.

Jemand hatte noch eine zusätzliche Lampe eingeschaltet, das Licht war jetzt besser.

Allmählich kristallisierte sich eine Gestalt hervor. Es war Hank, der uns auch begrüßt hatte. Noch immer hielt er sein Gewehr fest.

Diesmal jedoch drückte die Mündung gegen meine Brust und zeigte nicht mehr zu Boden. Ich schielte am Lauf vorbei. Hinter Hank sah ich Grealy. Ein Zeichen, er, der auf meiner Seite stand, war zurückgedrückt worden. Das Kommando hatten andere übernommen.

Die Brüder Tom und Wayne rahmten Hank ein. Ihre Gesichter waren kalt. Sie schauten wie starre Masken auf mich nieder. Immer wenn ich einatmete, hob sich neben meiner Brust auch der Lauf des Gewehres. »Wir haben Zeit, Sinclair, du kannst dich noch etwas ausruhen. Dann aber wollen wir die Wahrheit wissen.«

»Und wie!« sagte Tom. Er hielt meine Silberkugel-Beretta und betrachtete sie wie einen ungemein wertvollen Fund.

Ich war nicht zum erstenmal down und geschlagen worden. An diese Dinge gewöhnt man sich zwar nicht, aber man bekommt Routine darin und ist wieder schneller oben.

»Was wollt ihr denn wissen?«

»Du bist ein Verräter, Sinclair!«

Ich lachte Hank bitter an. »Das hat mir noch niemand gesagt.«

»Dann bin ich der erste.«

»Wie kommst du darauf?«

»Wir haben uns dein Souvenir genau angeschaut, Sinclair. Wir kennen es nämlich.«

Ich verstand Bahnhof. »Welches Souvenir?«

»Die Urne!«

Zwar blickte ich noch nicht völlig durch, das konnte auch an den

Treffern liegen, aber mir ging allmählich ein Licht auf. Die Urne war das Problem. Klar, man hatte sie mir ins Haus geschickt. Den Absender kannte ich nicht, aber das Totengefäß war den Leuten hier bekannt. Demnach mußte sie aus Talley oder der unmittelbaren Nähe stammen.

»Was ist damit?« fragte ich.

»Woher hast du sie?«

»Gestohlen, der hat sie bei uns geklaut, der Hund«, blaffte mich Wayne an.

»Nein!«

Alle lachten, bis auf Grealy, dessen Gesicht von Nachdenklichkeit und Verwirrung gezeichnet wurde.

»Dann mußt du dir eine verdammt gute Erklärung einfallen lassen, woher du das Ding hast.«

»Man schickte sie mir zu.«

Tom sah aus, als wolle er sich auf mich stürzen. »Der wagt es noch, uns in die Gesichter zu lügen.«

Grealy stand auf meiner Seite. »Laß ihn mal. Ich glaube das nämlich nicht.«

»Also gut«, übernahm Hank wieder das Wort. »Man hat dir die verdammte Urne zugeschickt. Und wohin?«

»Nach London.«

»Wer war der Absender?«

»Den gab es nicht.«

»Und du hast sie angenommen?«

»Sicher.«

»Woher wußtest du denn, daß sie aus Talley stammte?«

»Das war mir zunächst unbekannt.«

»Aber du hast den Weg zu uns gefunden.«

»Als Polizist hat man seine Möglichkeiten.«

Die ersten beiden Worte ließen ihn zurückzucken. Auch der Mündungsdruck verschwand. »Polizist?«

»So ist es.«

Hank atmete schnaufend. Er überlegte. Seine jüngeren Gefährten zeigten sich auch verunsichert, bis Tom etwas sagte: »Das ist doch alles kalter Kaffee. Ob Bulle oder nicht. Hier in Wales herrschen andere Gesetze. Außerdem kann ein Bulle auch ein Dieb sein, meine ich.«

»Ich war vorher nie in Talley, um die Urne zu stehlen, verdammt noch mal!« fuhr ich ihn an.

»Wenn du frech wirst, zerstampfe ich dich!«

»Hör auf, komm!« mischte sich Hank ein. »Okay, Sinclair, du hast die Urne zugeschickt bekommen. Wie bist du gerade auf uns und auf Milena gekommen, um die es dir geht, wie mir Grealy sagte.«

»Dabei lag ein Brief. Außerdem kannte ich Milena von früher her.

Wir studierten zusammen auf einer Uni. Irgendwann verschwand sie. Wir haben erfahren, daß sie hier lebt. Das ist alles.«

»Hank nickte. Gut gebrüllt, Löwe. Jetzt bist du gekommen, hast die Urne mitgebracht und wirst dafür sorgen, daß Milena wieder lebt.«

»Nein, ich will sie erlösen.«

Sie lachten. »Ausgerechnet du!« prustete Wayne.

»Vielleicht bin ich so etwas wie ein Spezialist. Die Beretta ist mit geweihten Silberkugeln geladen, das wißt ihr ja.«

»Schau nach, Tom.«

Der junge Mann drückte das Magazin aus dem Griff und untersuchte es. »Ja, er hat recht, die Kugeln sind tatsächlich aus Silber. Wahnsinn. Der will uns doppelt reinlegen.«

»Er hat immerhin einen ihrer Diener erschossen«, meldete sich Grealy aus dem Hintergrund.

»Na und?« höhnte Tom. »Ein Alibi. Der Bulle weiß am besten, wie man sich ein Alibi verschafft.«

Die anderen nickten, bis auf Grealy.

Hank setzte das Verhör fort. »Du bist also mit der Urne gekommen. In ihr befand sich was?«

»Asche.«

»Richtig, ihre Asche. Milenas verdammte Reste. Alles was von ihr zurückgeblieben war. Wir haben sie in unserem Dorf bewacht, aber sie wurde uns gestohlen. Wir wissen nicht, wer es getan hat. Das Kapitel Milena Mancow gehört zu den düsteren, aber wir haben das Richtige getan. Die Urne durfte nicht wegkommen, denn wer sie besitzt, kann Milena zum Leben erwecken. Das wird geschehen, wenn sich Blut mit der Asche vermengt. Hast du verstanden?«

»Natürlich.«

»Kann es sein, daß die Asche mit Blut vermischt worden ist?«

»Ja. Mein Blut war es!«

Die Worte durchbrachen die angespannte Stille. Niemand redete in den nächsten Sekunden, bis Tom einen irren Schrei ausstieß und sich in einem Anfall von Wahnsinn auf mich stürzte. Er schlug den Gewehrlauf zur Seite, wollte mir ins Gesicht schlagen, doch diesmal hatte ich aufgepaßt.

Ich rammte das Knie hoch, und Tom überkam das große Würgen, als sich meine Kniescheibe in seinen Magen senkte. Er hat die Augen weit aufgerissen. Über seine Lippen rann Speichel, der auf meinen Körper tropfte. Dann kippte er zur Seite, blieb kniend und preßte die Hände gegen die getroffene Stelle.

»Dafür kann er dich umbringen!« sagte Wayne kalt.

»Mord an einem Polizisten?« fragte ich ruhig.

»Hier herrscht eine Ausnahmesituation«, sagte Hank.

»Ich würde es mir an eurer Stelle überlegen und zunächst einmal

nachschauen, wie es in der Urne aussieht«, schlug Grealy vor.

Tom erhob sich keuchend. Meine Beretta hielt er noch immer fest.

Er schwankte, drehte sich, die Mündung zielte auf mich. In seinen Augen loderte ein Versprechen.

Der Tod!

Da griff Grealy ein, auf den niemand geachtet hatte. Mit einer heftigen Bewegung riß er Tom die Beretta aus der Hand und richtete, als sich der junge Mann umdrehte, die Mündung auf seinen Kopf.

»Ruhig, Tom, ganz ruhig. Das ist kein Spielzeug für dich. Verstehst du?«

Tom blieb ruhig, doch er erstickte fast an seiner Wut. »Ich will dir etwas sagen, Alter. Du kannst uns hier nicht in die Quere kommen, verstanden?«

»Ich will dich nur vor einer riesengroßen Dummheit bewahren. Laß Hank in die Urne sehen.«

Der Angesprochene war einverstanden. Zum erstenmal griff Cockney ein. Er drückte Tom zurück und flüsterte auf ihn ein. Schließlich gab Tom nach. Er hockte sich auf den Boden wie ein böser Junge, der für seine Taten bestraft worden war.

Hank kümmerte sich um die Urne. Ich hatte sie auf ein ausgefahrenes Schubbrett gestellt. Er war ein wenig unsicher, als er auf das Gefäß schaute.

Grealy nickte mir zuerst zu, dann stellte er sich neben mich. Ich hockte auf der Pritsche. Um sie weicher zu machen, waren Decken darauf gelegt worden.

»Tut mir leid, Sir, aber ich konnte nichts machen. Tom ist gewalttätig. Er überblickt die Lage nicht.«

»Das sollte er lernen. Es kann gefährlich sein, wenn man zu emotional handelt.«

»Sag ihm das.«

Hank hielt die Urne zwischen seinen Handflächen fest. Den Deckel hatte er abgenommen, aber er traute sich noch nicht, in das Gefäß zu schauen, sondern hielt den Kopf gedreht.

Ich fand eine Lücke, durch die ich sehen konnte. Es war still geworden. Jeder von uns wartete auf den entscheidenden Augenblick, *wo* der Mann in die Urne schaute.

»Mach es!« sagte Cockney. Seine rechte Hand lag auf der Hutkrempe, als wäre sie dort festgeleimt.

Hank ging zum Licht. Seine Bewegungen erinnerten mich an die eines Delinquenten, der seinen letzten Gang zum Henker antritt.

Plötzlich blieb er stehen. Der Lichtschein einer Lampe drang durch die Öffnung und mußte auch den Boden der nicht allzu großen Urne erreichen.

Hank starrte hinein – und zuckte zurück.

»Nein, verdammt!« keuchte er. »Das ist…«

Sehr langsam drehte sich Hank zu uns um. »Das ist Milenas Gesicht, das sind ihre Augen.« Er wechselte das Gefäß in die linke Hand und deutete mit der anderen auf mich. »Er… er und sein Blut haben dafür gesorgt. Jetzt ist sie wieder unter uns …«

***

Die Worte hatten auch mich hart getroffen. Sie waren ein Vorwurf, eine Anklage gewesen. Ich schwieg ebenso wie die anderen Männer in dem Wohnmobil.

Neben mir bewegte sich Grealy schabend über die Decke. »Verdammt!« flüsterte er. »Das hättest du nicht tun sollen. Jetzt ist der laute Fluch wieder aufgeflammt. Bisher haben wir die Blutsauger abwehren können. Ob wir es noch einmal schaffen, ist fraglich. Milena ist stark, so verflucht stark, und sie hat die entsprechenden Helfer, Sir.«

»Was hätte ich denn machen sollen?«

»Dich heraushalten.«

»Es ist mein Job.«

Er hob nur die Schultern, dafür übernahm Hank das Wort, nachdem er den Deckel wieder auf die Urne gesetzt hatte. »Ich habe Tom vorhin nicht glauben wollen«, flüsterte er mir zu. »Allmählich aber denke ich daran, daß er recht hat. Sinclair, du bist ein Verräter. Wer, zum Teufel, hat dich geschickt? War es Milena?«

»Nein!«

»Niemand kann dir glauben.«

»Bin ich etwa ein Vampir?« fuhr ich ihn an. »Will ich euer Blut?«

Er verengte seine Augen. »Nicht alle, die auf Milenas Seite stehen, sind Vampire. Sie regiert von ihrer Opferstätte aus, sie ist etwas Besonderes, das hat sie uns hier in Talley oft genug bewiesen. Wir kennen sie, du brauchst uns nichts zu sagen.«

»Was tat sie?«

»Schau dir den Ort an, dann weißt du es!«

Tom lachte kreischend auf. »Dazu wird es nicht kommen«, sagte er hart. »Nein, verflucht. Ich will ihn nicht in Talley sehen. Er ist ein dreckiger Verräter.«

»Der mir das Leben gerettet hat«, meldete sich Grealy.

»Alles nur Schau.«

»Was machen wir mit ihm?« fragte der schweigsame Cockney.

»Umlegen und verscharren!« knirschte Tom.

»Halt dein Maul, Junge.« Grealy stand auf. »Man sollte dich zu Milena schicken, damit sie dein verdammtes Blut schlürfen kann, aber das wird ihr nicht schmecken!«

»Wie redest du denn mit mir, Alter?«

»So wie es sich gehört.«

»Keinen Streit,« mischte sich Hank schleichend ein. »Um Himmels willen keinen Streit. Wir haben unsere eigenen Probleme. Die Urne ist wieder hier. Die Asche hat Kontakt mit dem Blut eines Menschen bekommen. Milena hat sich gezeigt. Ich sah ihr Gesicht in der Maske, und ich spürte auch so etwas Ähnliches wie ihren Geist, der in der Urne steckt. Wir müssen uns sehr vorsehen, Freunde.«

»Man könnte versuchen, den Tag zu nutzen um endlich ihr verdammtes Versteck zu finden«, schlug Hank vor.

»Das haben wir bisher nicht geschafft«, sagte Cockney. »Er war der kleinste unter den Männern.«

»Nur besitzen wir jetzt die Urne.«

Cockney verstand. »Glaubst du, daß sie uns den Weg zu Milena weisen wird?«

»Ja.«

»Ich auch«, sagte Grealy. »Bleibt, Sinclair!« meldete sich Wayne.

»Den ketten wir fest«, erwiderte Tom. »Anschließend kümmere ich mich um ihn.«

Ich hatte nur zugehört. Besonders gut ging es mir nicht. Mein Kopf kam mir dreimal so dick vor. Noch immer wurde er von Schmerzen und einem dumpfen Gefühl durchzogen.

Alles kam anders. Bevor die Männer eine Entscheidung fällen konnten, klopfte es gegen die Tür.

Wir alle erstarrten.

Hank richtete sein Gewehr auf den Eingang. Dann fragte er mit lauter Stimme. »Wer ist da?«

»Ich bin es!« antwortete eine harte Stimme. Sie sprach in einem fremd klingenden Dialekt.

»Wer, verdammt?«

»Kropec!«

»Okay,« sagte Hank, »ich öffne…«

***

Als es schellte, huschte Jane wie ein Phantom zur Tür. Darauf hatte sie gewartet. Sie sah nicht den besorgten Blick der Lady Sara Goldwyn und hörte auch nicht das leise Gebet der Horror-Oma.

Schwungvoll riß Jane Collins die Tür auf.

Derjenige, den sie erwartet hatte, stand vor ihr. Es war Suko, der etwas verlegen lächelte. Die Kälte des anbrechenden Morgen hatte einen Schimmer aus Feuchtigkeit auf seine Lederjacke gelegt. Die Hände steckten in beiden Hosentaschen.

Jane fiel ihm um den Hals. »Suko, ich bin froh. Ich habe es zuerst nicht für möglich gehalten, als mich dein Anruf erreichte. Jetzt bin ich sicher. Du willst mich tatsächlich mitnehmen?«

»Ja – eigentlich John.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Hoffentlich hat sich der Junge das auch gut überlegt«, sagte Lady Sarah. Sie kam aus dem Hintergrund des dunklen Hausflurs auf die Tür zu.
»O doch, Sarah, das hat er.« Jane nickte heftig. »Er hat genau gewußt, was in ihr vorgegangen ist, glaub mir das. John hat sich in meine Lage hineinversetzen können. Er ist derjenige, der ebenfalls mit mir gelitten hat, als ich tagsüber mit dem verdammten Skelettschädel herumlief. Das ist nun vorbei.«
Suko trat ein und schloß die Tür. Die Kälte sollte nicht ins Haus dringen. Er nickte Jane zu. »Du siehst stark aus, wirklich.«
Da hatte er nicht übertrieben, denn Jane Collins trug eine Art von Kampfkleidung. Eine grüne Hose, halbhohe Stiefel, ein ebenfalls grünes Hemd mit Schulterklappen, und an der Garderobe hing noch eine Parkajacke, die innen ein wärmendes Futter aufwies.
»Es geht doch ins Gelände, nicht?«
»Stimmt.«
»Wie sieht es mit Waffen aus?«
»Die habe ich im Wagen. Und auch noch eine besondere Waffe. Es hat mich Mühe gekostet, sie zu bekommen. Sheila wollte sie zunächst nicht herausgeben.«
Lady Sarah, die über alles informiert war, schaltete am schnellsten.
»Die goldene Pistole?«
»Ja.« Suko holte sie am Rücken unter der Jacke hervor und zeigte sie den beiden Frauen.
»Dann wird es hart!« flüsterte die Horror-Oma. »So etwas kann sein wie Krieg.«
»Übertreib mal nicht«, schwächte Jane ab. »Wir gehen eben nur auf Vampirjagd. Hast du eigentlich von John wieder etwas gehört?«
»Nein.«
»Warum rief er nicht an?« Jane griff nach ihrer Parkajacke.
»Keine Ahnung. Er wird sich bestimmt melden. Außerdem treffen wir ihn heute nachmittag.«
»Bist du da sicher?«
»Klar, Sarah.«
Jane Collins hatte die Jacke über den Arm gelegt. »Brauche ich die, Suko?«
»Nein, auch die Heizung in einem BMW 535i ist ausgezeichnet.«
Jane verdrehte die Augen. »Du und dein Wagen, das ist schlimmer als Romeo und Julia.«
»Männer brauchen eben ihre Spielzeuge«, sagte Lady Sarah. »Ich kenne das von meinem verstorbenen Gatten.«
Jane und Suko verließen das Haus. Sara Goldwyn, bei der Jane

wohnte, streifte noch einen Mantel über und begleitete die beiden bis zum Wagen. Suko hatte für seinen diamantschwarzen Flitzer einen Parkplatz vor dem Haus gefunden. Als er die Tür öffnete, schlug Jane die Wärme aus dem Innern entgegen.

Sie stieg ein. Sarahs Hand erschien in ihrem Blickfeld und glitt über Janes Wange. »Gib auf dich acht, Mädchen. Gib nur gut auf dich acht. Ich bitte dich.«

»Aber sicher doch.«

Sarah Goldwyn verabschiedete sich auch von Suko und schlug die Tür zu. Sie sah noch, wie Suko anfuhr. Erst dann ging sie langsam in ihr Haus zurück, den Kopf voller trüber Gedanken.

Jane fragte an der nächsten Kreuzung. »Was hast du für ein Gefühl, Partner.«

»Ein schlechtes…«

Da schwieg die Detektivin.

***

Hank zog die Seitentür des Wohnmobils auf. Bei Grealy erkundigte ich mich flüsternd: »Wer ist das?«

»Jemand aus Talley.«

»Aber kein Waliser oder Engländer?«

»Nein, ein Tscheche.«

»Und?«

»Nichts und. Er ist Künstler, Maler und Bildhauer. Davon kann er sogar leben.«

»Eine Vertrauensperson also?«

Grealys Mundwinkel zuckten. »Wem kann man in dieser Lage schon vertrauen?«

»Mir!«

Er hatte erst lachen wollen, verbiß es sich allerdings, als er mein ernstes Gesicht sah.

Inzwischen hatte Hank den Weg für den Neuankömmling freigegeben. Kropec betrat den Wohnwagen und schaute sich um.

Auch ich sah ihn mir an. Er war ein hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren und einem dünnen Bart auf der Oberlippe. Seine Kleidung wirkte abgetragen und alt.

»Was willst du, Basil?« fragte Grealy.

Kropec schloß die Tür. »Ich wollte mit euch reden, das ist alles.«

Hank schüttelte den Kopf. »Du weißt, daß wir eine besondere Gemeinschaft gebildet haben. Nichts gegen dich und deine Landsleute, aber eine von euch hat den Terror über Talley gebracht.«

»Sie ist doch tot.«

Hank lachte. »Ja und nein.«

»Wieso?«

»Das verstehst du nicht.«
»Dann klärt mich auf.«
»Nein, das ist unsere Sache. Ich will wissen, was du von uns willst, Basil?«
Kropec gab noch keine Antwort. Er schaute in den Wagen hinein.
Die meisten kannte er, nur ich war ein Fremder. Als sich unsere Blicke trafen, verengten sich die dunklen Augen in seinem Gesicht.
Vielleicht irrte ich mich auch, aber es kam mir so vor, als würde mich dieser Mann vom ersten Blickkontakt her hassen.
»Was ist?« fragte ich leise.
»Nichts weiter, Mister.« Er wandte sich an die Dorfbewohner.
»Wer ist das?«
Hank antwortete. »Einer aus London. Er ist gekommen, um Milena zu finden.«
»Wie…?« Er stellte die Frage mit einem seltsamen Klang in der Stimme. Mißtrauisch und gleichzeitig triumphierend, aber das schien wohl nur mir aufzufallen.
Hank sprach weiter. »Er wird uns nicht stören, keine Sorge.«
»Weshalb aus London?«
»Weil er dort wohnt, du Gipskopf!« rief Tom. »Sag endlich, was du bei uns willst. Spionieren?«
»Für wen denn?«
»Für deine Gruppe.«
»Erzähl doch keinen Unsinn, Tom!« Der Tscheche schaute Hank und auch Grealy an. »Hört zu! Ich bin gekommen, weil ich euch berichten will, wie es im Ort aussieht.«
»Das interessiert uns immer«, sagte Cockney. »Also, die Frauen sind noch da. Es… es sieht alles relativ normal aus.«
»Und die Männer?« fragte Grealy.
Propec rieb seine Hände. »Das ist das Problem. Ich würde sagen, sie sind feige, bis auf einige Ausnahmen, wie ihr. Sie haben sich verkrochen. Die Angst vor Milena geht um.«
»Zu recht«, sagte Grealy. »Deine Landsleute, Boris, sind das beste Beispiel dafür.«
»Ich ja nicht.«
»Klar, du bist einer der wenigen, die nicht in Milenas Bann geraten sind. Aber wo sind die anderen? In der Nacht werden sie zu Blutsaugern. Da verwandeln sie sich in riesige Fledermäuse mit Menschenköpfen. Wir haben sie wieder gesehen und zwei von ihnen erledigt. Wie viele sind noch übrig? acht, zehn oder noch mehr?«
»Ich habe auch nicht nachgezählt.«
»Und weshalb gehörst du nicht zu ihnen, Basil? Warum verwandelst du dich nicht auch in einen Blutsauger?«
Über die Lippen des Tschechen zuckte ein Lächeln. Mir kam es

hinterlistig vor. Dieser Mann war nicht ohne Grund gekommen. Bisher hatte er das Thema nie richtig angepackt, darum herum geredet.
Er schien etwas in der Hinterhand zu halten.
Mein Mißtrauen wuchs.
»Du bist uns noch eine Antwort schuldig«, sagte Wayne. Er spielte mit einem armlangen Eichenpflock und zielte wie unabsichtlich sogar mit der Spitze auf Kropecs Brust.
»Ich habe eben das Spiel durchschaut. Außerdem bin ich später zu euch gestoßen. Dann wollte ich fragen, ob ihr Lebensmittel braucht. In Talley sind die Läden offen. Die Frauen bedienen. Der Händler läßt fragen, was er euch bringen kann?«
»Steht er wieder im Geschäft?« fragte Grealy.
»Zumindest tagsüber. Da sind sie ja keine Gefahr. Nur in der Nacht«, fügte er leise hinzu.
Die nächste Frage stellte ich. »Sie wissen nicht, wo sich Ihre Landsleute aufhalten?«
»Nein, Mister!«
»Das ist komisch.«
»Wieso?«
»Sie gehören doch zu…«
»Jetzt nicht mehr. Meine Landsleute sind verändert worden. Das müssen Sie begreifen.«
»Ich weiß es!«
»Halt du dein dreckiges Maul, Bulle!« schrie Tom. Er zeigte mit dem Finger auf mich. »Du kannst erst reden, wenn du gefragt bist. Ansonsten sei froh, daß du noch lebst.«
»Ich würde mich an Ihrer Stelle zusammenreißen, Tom!« erwiderte ich in einem sehr ruhigen Tonfall. »Die Geduld eines Menschen hat Grenzen. Ihnen muß man sie aufzeigen.«
»Das willst du erledigen?«
»Ja.«
Er winkte mir zu. »Dann komm doch, Hundesohn! Los, komm her zu mir! Ich mache dich fertig!«
Als ich aufstehen wollte, legte mir Grealy seine Hand auf die Schulter. »Laß es, Sir!«
»Sir, Sir!« schrie Tom. »Wenn ich das schon höre. Was ist er denn für ein Sir. Das ist doch ein Schweinekopf und…«
»Es reicht!« Jetzt mischte sich auch Hank ein.
Wir alle waren durch Tom, diesen Schreier, abgelenkt worden. Die Zeit hatte Basil Kropec genutzt und sich weiter vorgeschoben. Noch befanden wir uns in seinem Blickfeld. Er stand sehr günstig und hatte etwas unter seiner Jacke hervorgezogen.
Durch die huschende Bewegung seines rechten Arms wurde ich aufmerksam, drehte mich und sah den gläsernen Gegenstand, der

Ähnlichkeit mit einem übergroßen Ei aufwies.

Er befand sich bereits auf dem Weg zum Wagenboden, wo er gegenkrachte und zersplitterte.

Etwas quoll hervor. Sehr dünn, aber verdammt gefährlich.

Gas!

Als einziger handelte Kropec richtig. Er streifte etwas über sein Gesicht, während wir die Luft nicht anhielten. Schon der kleinste Atemzug reichte, auch bei mir.

Ich sah die anderen fallen, Grealy kippte auf mich, mein Blickfeld wurde für einen Moment von seinem Körper eingenommen. Hank konnte sich ebenfalls nicht auf den Beinen halten. Tom und Wayne erging es nicht anders, und Cockney lag bereits verkrümmt vor seiner Pritsche.

Da ging auch für mich das Licht aus.

Zuletzt nahm ich noch einen wahr. Basil Kropec, der auf eine bestimmte Stelle zuhuschte.

Was er dort tat, bekam ich nicht mehr mit. Etwas zog mich hinein in den tiefen Schacht…

***

Irgendwann erwachte ich…

Es war schlimm. In meinem Magen tobte sich die Übelkeit aus. Sie stieg in Wellen bis hoch in meine Kehle. Ich konnte nicht anders, ich mußte mich übergeben.

Auf mir lag Grealy. Auch sein Gewicht hatte ich hart gegen die Pritsche gedrückt. Mit großer Mühe schaffte ich es, ihn zur Seite zu rollen. Auf allen vieren bewegte ich mich auf die Tür zu, die einen Spaltbreit offenstand.

Ich fiel aus dem Wagen, landete im feuchten Gras und erbrach mich. Immer wieder stieg die Übelkeit wellenartig hoch. Sie schien meinen Kopf sprengen zu wollen, und es dauerte seine Zeit, bis sich der Magen einigermaßen beruhigt hatte.

Völlig ermattet, zitternd und frierend blieb ich im hohen Gras hocken. Die Dunkelheit und selbst die Morgendämmerung waren verschwunden. Sie hatten dem neuen Tag den nötigen Platz schaffen müssen. Einem Tag, der nicht sehr hell werden würde, da ich keine Sonne am Himmel sah. Graue Wolkenschleier trieben durch die kalte Luft, der Wind glitt über die Hügel in die Senken hinein und traf auch mein Gesicht.

Er kühlte, und ich war froh darüber.

Im Gras hockend, die Beine angezogen und die Ellenbogen auf die Knie gestützt, saß ich da, wobei beide Handflächen noch von verschiedenen Seiten gegen mein Kinn drückten.

Was ich in den letzten beiden Stunden erlebt hatte, war ein bißchen

viel auf einmal gewesen und auch nur schwer zu verkraften.

Meine Gedanken pendelten weg. Ich brauche Zeit, um sie in die richtigen Bahnen zu lenken. Beim Hinauskriechen hatte ich die anderen Männer gesehen. Ihnen war es ebenso ergangen wie mir, nur war ich rascher aus dem Zustand der Bewußtlosigkeit erwacht.

Der Hals saß zu, als hätte der Schleim dort einen Felsklumpen gebildet. Ich räusperte mir die Kehle frei, strich über mein Gesicht und stellte fest, daß ich nicht zu hart zudrücken durfte, sonst begann der Kopf noch stärker zu schmerzen.

Stunden im feuchten Gras konnte ich nicht hockenbleiben. Im Sitzen drehte ich mich um.

Jetzt kam die Sonne hinter dem Dunst hervor. Sie stand sehr tief und strahlte mir direkt in die Augen. Kein Wetter für Vampire, aber für diejenigen, die sie jagten. Nur war ich verdammt angeschlagen und hatte Mühe, überhaupt auf die Beine zu kommen.

Wegen der Sonnenstrahlen kniff ich die Augen halb zu. Nicht weit entfernt stand der Porsche. Sein Lack glänzte, obwohl der Morgentau einen feuchten Film auf die Karosse gelegt hatte.

Es wirkte alles so normal, das Erwachen der Natur.

Als ich endlich stand, wäre ich fast nach rechts gefallen. Dann schwankte ich auf das Wohnmobil zu, dessen Tür ich bei meinem Verlassen nicht geschlossen hatte. Sie stand zur Hälfte offen.

Basil Kropec!

Dieser Name brannte sich in meinem Gehirn fest. Mich hatten die Männer aus Talley als Verräter angesehen und dabei aus Überheblichkeit und Nichtwissen die Schlange in ihr Nest gelassen.

Kropec war es gewesen. Er hatte uns eiskalt und mit einem verfluchten Gift ausgeschaltet.

Dieser Hundesohn, dachte ich, wollte den Kopf noch schütteln, ließ es aber bleiben, weil schon bei der geringsten Bewegung Schmerzen durch den Schädel zuckten.

Ich quälte mich in den Wagen, hörte das Stöhnen, dazwischen die würgenden Geräusche und roch auch den Gestank des Erbrochenen.

Dennoch mußte ich hinein.

An einem Haltegriff zog ich mich hoch. Ich hatte Zeit genug gehabt, um nachzudenken.

Mein Verdacht zementierte sich Sekunden danach zur Gewißheit.

Die Urne war verschwunden – Kropec und sonst kein anderer mußte sie gestohlen haben.

Damit stand eines fest.

Milenas Weg zum Blut war frei!

ENDE des ersten Teils